StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.

StuDeO – INFO

Juni 2017

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinssitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de
oder: www.studeo-info.de
INTERNETADMINISTRATOR: Dr. Alexander Röhreke

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten.

Mitgliedsbeitrag	**Einzelpersonen € 30, Ehepaare € 40**
Vereinskonto	Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO) Postbank Hannover IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08 BIC PBNKDEFF Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, Überweisungen ebenfalls **nur in EURO** auszustellen und dabei die anfallenden Bankspesen zu berücksichtigen.

Auf Überweisungen, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag" oder „Spende" vermerken und Absender angeben, ggf. den Namen des Mitglieds, für das überwiesen wird. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister von selbst Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv und die Bibliothek. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum

	HERAUSGEBER	REDAKTION
StuDeO-INFO ISSN 1866-6434	Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)	Renate Jährling Mitarbeit: Martina Bölck

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.
Fotos ohne Quellenangabe stammen von dem jeweiligen Verfasser.

Titelbild – „Bunter Abend", veranstaltet von der Matrosenartillerie Kiautschou (M.A.K.), Programmzettel des japanischen Kriegsgefangenenlagers Bando von Juni 1917. Quelle: Dr. Ichiro Tamura (Hrsg.): Hie gut Deutschland alleweg! – Zu Bando siehe S. 9-13, S. 49 und S. 51.

Vorstand

VORSITZENDER
Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10
81679 München

STELLV. VORSITZENDE
Hilke Veth

SCHATZMEISTER
Helmut-Max Weiß

ARCHIV, SAMMELSTELLE, REDAKTION
Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN
Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-HAUS: VERWALTUNG
Dr. Ursula Fassnacht

NETZWERKARBEIT
Dekan Dr. Karl-Heinz Schell

SONDERAUFGABEN
Elke Meller

SONDERAUFGABEN
Dr. Siems Siemssen

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Frage, wie ein von Verständnis und gegenseitiger Achtung getragener Austausch zwischen den Kulturen zum Weltfrieden beitragen könnte, beschäftigte bereits Leibniz vor über 300 Jahren (S. 36). Heute ist diese Frage vielleicht wichtiger denn je. Wir möchten wenigstens einen kleinen Beitrag leisten und haben in diesem Heft wieder Lebensberichte, Forschungsarbeiten und Dokumente zusammengetragen, die die Vielfalt der deutsch-ostasiatischen Beziehungen widerspiegeln.
Wir erleben die Anfänge in Tsingtau mit den Augen eines Eisenbahningenieurs (S. 41), erfahren etwas über fünfzig Jahre Familiengeschichte in Tsingtau und Tientsin (S. 14) und über das Leben des „deutschen Mandarins" Rudolf Sterz nach dem Ersten Weltkrieg (S. 18) Das Gespräch mit der Missionarstochter Berta Kleimenhagen führt uns auf abgelegene Missionsstationen im Inneren Chinas (S. 37). Doch wir dürfen auch bei den Proben und Aufführungen des Deutschen Theater-Vereins Shanghai dabei sein (S. 3) und die Begegnung zwischen dem chinesischen Maler Xu Beihong und der deutschen Malerin Ischi von König in Berlin und Nanking mitverfolgen (S. 24).
Hans Gruneck schildert, wie er als Kind die Kriegsjahre auf Java erlebte (S. 31). Sein Stiefvater starb übrigens beim Untergang der Van Imhoff, ebenso wie der Großvater von Katharina Döbler. Sie schildert eindrucksvoll diese Tragödie (S. 27), die hätte vermieden werden können, wenn man den Anderen als Menschen und nicht nur als Feind betrachtet hätte. Daß es auch anders gehen kann – selbst im Krieg – zeigt uns die erstaunliche Geschichte des japanischen Kriegsgefangenenlagers Bando (S. 9).
Letztes Jahr im Oktober ist leider auch ein großer deutsch-chinesischer Brückenbauer von uns gegangen – der Tsingtau-Experte und ehemalige Vorstandsvorsitzende von StuDeO, Wilhelm Matzat. Zu seinen Ehren geben wir eine Broschüre „In Memoriam" heraus, auch sie ein Beleg für die lebendige Verbindung zwischen Deutschland und China.

Wir wünschen Ihnen einen schönen Sommer und viel Spaß beim Schmökern.
Ihr Redaktionsteam

Man spielt Theater hier im Fernen Osten... Der Deutsche Theater-Verein Shanghai, 1. Teil

Christine Maiwald

Dieser kleinen Geschichte des Deutschen Theater-Vereins Shanghai liegt meine Recherche zur Biographie meines Großonkels Hermann W. Breuer („HWB"; Lebensdaten 1884-1973, Shanghai 1906-1952) zugrunde. Schon als Kind habe ich diesen Großonkel, seinen trockenen Humor, seine burschikose Gewandtheit bewundert, seine Großzügigkeit genossen, seine Warmherzigkeit geliebt. Außerdem faszinierte mich, daß er unser „China Onkel" war. Als mein eigenes Arbeitsleben hinter mir lag, wollte ich die Welten, in denen er gelebt hatte, besser kennenlernen: die chinesische und die der Deutschen in Shanghai. Leider hatte ich ihm nie die richtigen Fragen gestellt. Jetzt habe ich mir seine Briefe und Fotos angesehen, bin in Archive gegangen und habe mit den Kindern und Enkelkindern seiner Freunde gesprochen – darunter sind auch StuDeO-Mitglieder. In einer Würdigung seines Wirkens in Shanghai fand ich die Formulierung, er sei „Number One der Schauspielschar" gewesen. Was ich mir nicht erklären konnte. Spielte HWB etwa Theater? So entdeckte ich den Deutschen Theater-Verein Shanghai (DT-V): Amateure, die in den Jahren 1925 bis 1944 für ein reges deutsches Theaterleben sorgten. Ich rekonstruierte die Spielpläne, lernte die Theatergebäude und Mitglieder des Ensembles kennen und, mit der Publikation „Bühnenspiegel im Fernen Osten", die damaligen Überlegungen zu den Aufgaben eines Amateurtheaters im Ausland.

Ende März oder Anfang April 1925 muß es gewesen sein

...als die Gründer des neuen deutschen Theater-Vereins in Shanghai beisammen saßen. Einige konnten sich noch an den ersten Verein dieses Namens erinnern, der, 1870 gegründet, im Schillerjahr 1905 jäh aufgeblüht war. Da hatte die relativ kleine deutsche Gemeinde „Wallenstein" aufgeführt. Die 60 Darsteller in „Wallensteins Lager" entsprachen fast zehn Prozent der damaligen deutschen Gemeinde. Auf den Flügeln des Erfolgs fanden dann jährlich Aufführungen auf der Bühne des Lyceum Theaters statt; der unbestrittene Höhepunkt in den Jahren vor dem Weltkrieg war eine „Fledermaus" gewesen, in der 70 Darsteller und Sänger auf der Bühne standen. Damals hatte Carl Fink, der Chefredakteur des Ostasiatischen Lloyd, den Vereinsvorsitz inne.[1] Das Stück, das dann 1916 als letzte Vorstellung gebracht wurde, trug den Titel „Lieb Vaterland" – eine Provokation, aber da waren die Deutschen sowieso schon isoliert und wurden von den anderen Nationen gemieden.

Nach der zwangsweisen Repatriierung der Deutschen aus China im März, April 1919 hatte es keine Deutsche Gemeinde mehr gegeben, und natürlich kein Theaterspiel. Aber schon ab Ende 1919 kamen die Deutschen zurück und, zusammen mit denen, die in China hatten bleiben können, bauten sie die Gemeinde wieder auf. 1924 wurde eine modernisierte Gemeindesatzung beschlossen, und auch die Angehörigen der alliierten Staaten, die ehemaligen Kriegsfeinde, schlossen die Deutschen nicht mehr aus dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben aus. Zugleich mit der Gemeindegründung begannen die Kunstfreunde, Theater zu spielen, zunächst ganz privat. Gleich die erste Veranstaltung, der ‚humorvolle Einakter' „Mona Vana" im Hause Gerecke in der Avenue Road[2] verursachte einen kleinen Skandal. In der Frage, wie entblößt der Rücken der Hauptdarstellerin (Irmgard Foss) sein sollte, stimmten Publikum und Regie (Alexander Erdmann-Jesnitzer) nicht überein: Die Zuschauer wollten mehr sehen. Trotzdem spielten Frau Foss und auch die beiden anderen Darsteller, Carl Gerhard Melchers und Ed. S. Bull, weiter Theater: „Anatols Hochzeitsmorgen" wurde ebenfalls privat aufgeführt, im Dezember 1924 im Hause Figge. Hundert Besucher waren gekommen! Erst einige Monate davor, Mitte März, hatten sie Molnars „Liliom" gegeben. Da waren sie, im täglichen Leben Kaufleute, Banker, Ärzte, Hausfrauen, zum ersten Mal in einem Theater aufgetreten, im Olympic, Bubbling Well Road.[3] Sie nannten sich „Deutscher Theater-Verein in Gründung". Das war den Tatsachen vorgegriffen, denn eine Vereinsgründung war noch nicht in Sicht. So ganz objektiv war vielleicht auch die Begeisterung über die „Liliom"-Aufführung nicht, denn es wurde erzählt, die Bühnenumbauten hätten stundenlange Pausen verursacht, die Aufführung bis zwei Uhr morgens gedauert und manch ein Zuschauer sei eingeschlafen. Daß es Kritik an der Auswahl des Stückes gab („supermodern"[4] sei die poetische Tragödie um einen Vorstadthallodri) war zu verkraften, darüber würde es immer verschiedene Ansichten geben. In Deutschland war das Stück auch umstritten, insofern war die Wahl mutig gewesen. Breuer (Prokurist und Leiter der Importabteilung der Melchers China Corporation) konnte das sowieso nicht beurteilen, denn er hatte zur Zeit der Aufführung nach einer schweren Operation im Krankenhaus gelegen. Aktuell war auch noch der Kassierer mit der Kasse durchgebrannt. Irgendjemand müßte mal für Ordnung sorgen: in der künstlerischen Planung, der Finanzierung, der Vereinsgründung. Sie brauchten eigentlich ein Universalgenie, das künstlerische Neigung mit diplomatischem Geschick in der Führung des Vereins und der Repräsentanz nach außen verband, mit knappen Finanzen umgehen konnte – und bereit war, viel Freizeit einzusetzen, denn natürlich ging es um ein ehrenamtliches „Engagement". Vielleicht hatten die Amateure zunächst an Herrn Figge gedacht, in dessen Haus der „Anatol" aufgeführt worden war. Heinz Figge war der Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank in Shanghai. 1919 war er repatriiert worden, war dabei schwer erkrankt – es war sogar gemeldet worden, er sei während des Transports auf der „Atreus" verstorben. Nun war er aus Deutschland nach China zurückgekehrt, aber die Sorge um das Gedeihen der gerade erst restituierten Bank machte ihm schwer zu schaffen.[5] Als jetzt der Ruf nach einer ordnenden Vernunft immer lauter wurde, schlug möglicherweise E. S. Bull vor, sein Freund Breuer könnte das übernehmen – nach Breuers Scheidung bewohnten sie gerade gemeinsam ein Haus in der Rue Chapsal. Das mit dem diplomatischen Geschick und der kaufmännischen Ader stimme doch schon mal. Breuer selbst meinte, ihm fehle die Kenntnis des Metiers. Nun, für künstlerische Fragen sollte es einen Kunstausschuß geben, und HWB habe so viele gute Kontakte. Besonders

[1] Arnold Wright (Hrsg.), Twentieth Century Impressions of Hongkong <sic>, Shanghai and other Treaty Ports of China. London etc.: Lloyd's Greater Britain Publishing Company, 1908. S. 391

[2] Heute: Beijing Road West

[3] Heute: Nanjing Xi Lu, später das Roxy-Kino, 1995 abgerissen.

[4] North China Herald 30.5.1925

[5] Heinz Figge starb im November 1925 an einer Blutvergiftung.

geeignet, Breuer zu überreden, war auch Alexander Erdmann-Jesnitzer. Sie beide hatten 1906 zusammen bei Melchers in Shanghai angefangen. Gelernter Kaufmann, war Erdmann nach der Repatriierung 1919 in Berlin ins Filmgeschäft eingestiegen, zunächst als Berater für einen in China spielenden Film, dann als Regisseur, Schauspieler, Produzent. Er war also irgendwie „vom Fach" und würde dem Verein zukünftig als Regisseur und als Darsteller zur Verfügung stehen. Sollte HWB also die Leitung übernehmen?

Alexander Erdmann-Jesnitzer
Bühnenspiegel 12. Jg., 1937/8, No. 1

Was war die Aufgabe eines Amateurtheaters im „Fernen Osten"

...wo es kein professionelles, westlich orientiertes Theaterensemble gab? Was wäre seine Mission? Idealerweise sei das Theater „Spiegelbild und Ausdruck des geistigen Ringens und des kulturellen Fortschrittes bei einem Volk", formulierte Rudolf Heinrich Schmidt-Imbrek (er arbeitete für Ehlers & Co.). Im Ausland komme die Aufgabe hinzu, das gesprochene deutsche Wort mit Ausdruck und Darstellung bildhaft zu verbinden, „lebendig und mahnend vor Augen und zu Gehör bringen, was deutscher Geist in vergangenen Zeiten an wertvollem Bühnenwerk geschaffen hat." Dabei dürfe man aber nicht vorbeigehen an den Zeitströmungen, am Ausdruck, den die neue Generation nach dem Weltkrieg hervorbringe.[6] Würden sie dafür Publikum mobilisieren können? Das Interesse würde wohl kaum für zwei Vorstellungen reichen, die die Künstler sich nach der Probenarbeit wünschten, und die die Refinanzierung aus Eintrittsgeldern verbessert hätten. Ein bißchen neidisch schauten sie auf die Engländer, die ihre Produktionen sechs bis siebenmal aufführen konnten: Da kamen alle Ausländer, denn alle sprachen Englisch. Würden sie mit guten Aufführungen und Professionalität dem "Amateur Dramatic Club" (ADC) der Engländer überhaupt ebenbürtig sein, sozusagen auf internationalem Amateurtheater-Niveau spielen? Wie wäre das praktisch umzusetzen? Ohne Fundus an Kostümen oder Bühnenbildern oder Requisiten. Sie würden auf Kooperationen angewiesen sein: Spielstätte, Deko, Kostüme, die Engländer und die Amerikaner hatten das alles. Kannte Breuer da nicht die richtigen Leute? Als sie auf das kleine finanzielle Polster zu sprechen kamen, das ihnen vom weihnachtlichen Wohltätigkeitsbazar der Deutschen Frauenhilfe noch übriggeblieben war (wenn man denn den Kassierer wiederfände) – mußten sie natürlich auch noch einmal die Schreckminuten rekapitulieren, als Cecilia Walter (sie spielte eine Schauspielerin) Alexander Erdmann einen Revolver direkt vor die Augen hielt. Ihr Text dazu: „Er ist nicht geladen". Es löste sich aber ein Schuß, man sah einen Feuerstrahl, heißes Pulver flog Erdmann in beide Augen. Der spielte weiter, ließ sich erst nach Spielschluß ärztlich behandeln. Ganz schön wütend war er gewesen. „Satans Maske" hieß das Stück.[7]

Wo würden sie zukünftig spielen?

„Liliom" war im Olympic aufgeführt worden, und für die nächste Inszenierung hatten sie ebenfalls das Olympic angemietet. Aber eigentlich sahen alle das Lyceum an der Museum Road (Eingang Museum Road,[8] Bühneneingang Yuanmingyuan Road) als ihr angestammtes Theater an. Es war von den Engländern erbaut und 1874 eröffnet worden und wurde überwiegend auch von ihnen genutzt. Aber immerhin hatten dort alle deutschen Aufführungen vor dem Krieg stattgefunden. Die Bühne war mit Schnürboden und Rampenlichtern ausgestattet; es gab einen eisernen Vorhang, Orchestergraben und Nebenräume hinter der Bühne.[9] Allerdings: In den letzten Jahren war in der Gegend gleich westlich vom Bund enorm gebaut worden und das alte, hölzerne Theatergebäude lag eingekeilt zwischen Steinriesen, wuchtigen Geschäftshäusern. Die Fundamente des Altbaus waren in Gefahr einzustürzen und mußten unterfangen werden. Seit neuestem wurde sogar über einen Verkauf des Geländes und die Planung eines Theaterneubaus gesprochen. Immerhin war das Gelände im Wert enorm gestiegen.

An dem Abend im März / April 1925 wurden noch die Kandidaten für den ersten Vorstand besprochen. Schmidt-Imbrek stellte sich als Breuers Stellvertreter zur Verfügung; Margarete Kann, Dr. Georg Felix Bume, Hellmuth Vollrath und E. Obenaus waren dabei. Die Gründungsversammlung sollte im Stadt-Club stattfinden, der in der Nanjing Road eine Interimsunterkunft gefunden hatte. Er war nicht so exklusiv wie der Garten-Club – der auch noch provisorisch untergebracht war (das Vorkriegsgelände hatten jetzt die Franzosen). Bei der Gründungversammlung im Mai lief

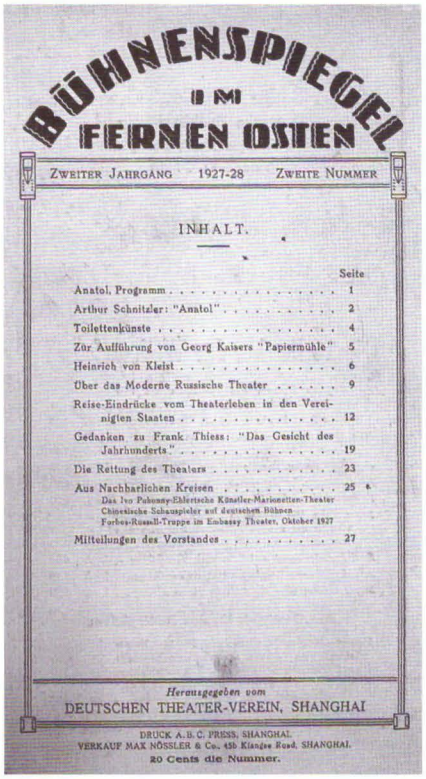
[6] R. S-I <Schmidt-Imbrek> in Bühnenspiegel, 2. Jahrgang, 1927/8, No. 1

[7] Bühnenspiegel, 11. Jahrgang, 1936/7, No. 1, S. 12. Autor: Paul Czinner, später Filmregisseur, Filme mit seiner Ehefrau Elisabeth Bergner.

[8] Heute: Huqiu Lu

[9] 2. Jahrgang, 1928/9, No. 1: Das alte Lyceum-Theater

alles wie geplant; über hundert Gemeindemitglieder traten dem Verein bei, das waren fast zehn Prozent der in Shanghai lebenden Deutschen. Etwa zu der Zeit wurde auch der reuige Kassierer ausfindig gemacht. Die bereits für den Mai (1925) im Olympic geplante „Clarissa" wurde ein schöner Erfolg. Bull spielte einen Theaterdirektor, einen jungen „upstart", der Clarissas ehebrecherische Liebe ausnutzt, um seine Karriere zu befördern. Schon vorher waren die Engländer angesprochen worden: Für die Eröffnung der Spielzeit durfte der DT-V das Lyceum wieder mieten. Als erste Vorstellung war „Alt-Heidelberg" geplant – und es gelang ein Coup: Im Lyceum hatten die Engländer schon 1904 „Alt-Heidelberg" aufgeführt. Den Bühnenprospekt zu dieser Inszenierung (ein riesiges Gemälde vom Neckar und dem Heidelberger Schloss) gab es noch, der DT-V durfte ihn für seine beiden Aufführungen verwenden. Der Symbolwert war mindestens so wichtig wie das eingesparte Geld: Schöner konnte man nicht „anknüpfen" an die Theater-Vergangenheit. Das trug sicher zu dem riesigen Erfolg dieser Liebesgeschichte aus dem Studentenleben bei, so daß nach der Aufführung im Oktober eine zweite im Dezember angesetzt werden konnte. Vielleicht war der Erfolg auch der beflügelnden Arbeit mit dem Berufsregisseur C. F. Klun zu danken, den der Vorstand bis auf weiteres verpflichtet hatte. Der inszenierte anschließend „Flachsmann als Erzieher" von Otto Ernst, aufgeführt Mitte Januar 1926: Eine kritische Komödie über die wilhelminische Auffassung von Schulerziehung, über ungeeignete Lehrer, deren Scheinheiligkeit und Bestechlichkeit. Der Kritiker des North China Herald lobte: "Well conceived and well produced, the play again demonstrated that the Deutscher Theaterverein Shanghai boasts an aggregation of amateurs of a very high order."


BÜHNENSPIEGEL
IM
FERNEN OSTEN

ZWEITER JAHRGANG 1927-28 ZWEITE NUMMER

INHALT.

	Seite
Anatol. Programm	1
Arthur Schnitzler: "Anatol"	2
Toilettenkünste	4
Zur Aufführung von Georg Kaisers "Papiermühle"	5
Heinrich von Kleist	6
Über das Moderne Russische Theater	9
Reise-Eindrücke vom Theaterleben in den Vereinigten Staaten	12
Gedanken zu Frank Thiess: "Das Gesicht des Jahrhunderts"	19
Die Rettung des Theaters	23
Aus Nachbarlichen Kreisen	25
Das Ivo Puhonny-Ehlertsche Künstler-Marionetten-Theater	
Chinesische Schauspieler auf deutschen Bühnen	
Forbes-Russell-Truppe im Embassy Theater, Oktober 1927	
Mitteilungen des Vorstandes	27

Herausgegeben vom
DEUTSCHEN THEATER-VEREIN, SHANGHAI

DRUCK A.B.C. PRESS, SHANGHAI.
VERKAUF MAX NÖSSLER & Co. 45b Kiangse Road. SHANGHAI.
20 Cents die Nummer.

Bühnenspiegel, 2. Jg., 1927-28, No. 2

Schon knapp zwei Monate später (Mitte März 1926) – eine ehrgeizige Planung – gab es den „Lampenschirm" von Curt Goetz, ein Spiel im Theatermilieu: Ein Autor versucht, kein Stück zu schreiben. Das Ergebnis ist eine frühe Sitcom, die mit Moralvorstellungen und Werten ebenso balanciert wie mit Worten, Slapstick, Verkleidungen. Sie stellt hohe Ansprüche an sprachliche Präzision und körperliche Fitness. Insofern bedeutet es höchstes Lob, wenn der Rezensent des englischen North China Herald begeistert berichtet, das Publikum habe pausenlos vor Lachen gebrüllt. Wieder vier Wochen später, am 10. April 1926, wurde Max Halbes Tragödie „Jugend" aufgeführt, die naturalistisch erzählte, tragisch endende Liebesgeschichte eines Studenten mit einem unehelich geborenen Mädchen.

Der Verein braucht eine Zeitschrift

Auch das erste Stück der neuen, der zweiten Spielzeit war naturalistisch und sozialkritisch, aber es war eine Komödie: Gerhard Hauptmanns „Der Biberpelz". Auf einer Biberpelz-Probe im Oktober 1926 trug J. G. Faber (Manager des Verlags Max Nössler & Co.) die Idee vor: Der Verein brauche eine Zeitschrift.

Mehrere Vorstandssitzungen mit heißen Diskussionen später kam schon im Dezember 1926 die erste Ausgabe des „Bühnenspiegels im Fernen Osten" heraus. Er sollte jeweils anläßlich der Aufführungen erscheinen und außer dem Programmzettel und Vereinsmitteilungen programmatische Aufsätze zum Theater in aller Welt, Rezensionen zu Vorstellungen in Deutschland, China und anderswo enthalten – aber auch Reiseberichte, Historisches aus China und aus der Deutschen Gemeinde. Der Plan war, aus der Zeitschrift einen „Sammelpunkt geistigen Lebens in Ostasien"[10] zu machen.

Dem „Bühnenspiegel" widmete Vincenz Hundhausen[11] ein „Glückauf"; darin heißt es:[12]

„Man spielt Theater hier im fernen Osten, *[...]*
Die richt'gen Kerle traten auf den Posten.
Sie bringen echter Kunst noch scheuen Schimmer
In das Gewühl der Schlemmer, Händler, Trimmer, *[...]*
Glückauf den Künstlern, die das Wagnis wagen!
Glückauf der Zeitschrift, die den Weg bereitet
Und für die deutsche Bühne wirbt und streitet *[...]*"

[10] 2. Jahrgang, 1927/8, No. 1

[11] Vincenz Hundhausen (1878-1955), deutscher Anwalt, Dichter, Verleger und Drucker. Gründete in Peking den Pappelinsel-Verlag und das aus Chinesen und Deutschen bestehendem Theaterensemble „Pekinger Bühnenspiele".

[12] 1. Jahrgang, 1926/7, No. 2

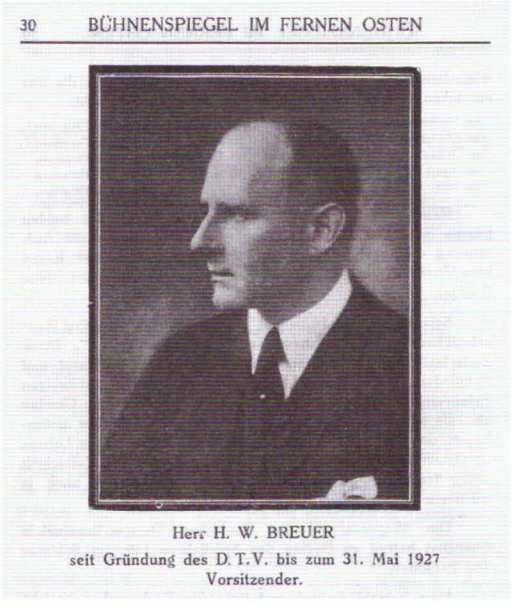
Die ersten Ausgaben des „Bühnenspiegels“ sind voller Danksagungen für Leihgaben der anderen Theatervereine. Dem englischen ADC wird gedankt „für die in liebenswürdigster Weise gestattete Benutzung vorhandener Kostüme“, „für die gütige Vermittlung wegen Überlassung von Requisiten für unsere nächste Vorstellung“, für die Bereitstellung des Theatergebäudes Lyceum, die „unseren Wünschen in weitgehendster Weise Rechnung getragen“ hat,[13] dem Geschäftsführer der amerikanischen Amateure, Herrn Gardner Crane, für die Überlassung des Carlton-Theaters mit dem Zusatz „...weiß der Verein die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten vollauf zu würdigen“.[14]

Im Lyceum Theater sind Truppen einquartiert

Die Überlassung des Carlton-Theaters wurde deshalb kurzfristig für die Vorstellung der Tragödie „Der die Maulschellen kriegt“ (der Zirkusclown) am 20. April 1927 nötig, weil im Lyceum Theater Truppen einquartiert waren. Truppen? Shanghai hatte sich seit März auf eine Belagerung vorbereitet: Chiang Kai-shek war im Rahmen seines Nordfeldzugs auf dem Anmarsch; Engländer, Franzosen, Amerikaner und Japaner hatten Verstärkungstruppen geschickt, das Shanghai Volunteer Corps und eine Bürgerwehr standen bereit, Kriegsschiffe ankerten im Huangpu, Militärflugzeuge parkten auf dem Rennplatz. Um die Konzessionen waren Barrikaden errichtet; das Geschäftsleben kam zum Erliegen. Die Eroberung von Shanghai endete am 12. April mit dem Shanghai Massaker: Auf Anordnung Chiang Kai-sheks ermordeten Angehörige seiner nationalrevolutionären Armee und paramilitärische Truppen eine große Anzahl ihrer bisherigen Verbündeten: Gewerkschaftsmitglieder, Kommunisten und Arbeiter. Dies hat die Deutschen in der Sicherheit ihrer Exklave nicht am Theaterspielen gehindert. Allerdings war das Geschehen in der Lokalpresse eher heruntergespielt worden und man mag gedacht haben: Irgendeine Katastrophe ist immer gerade – seien es die Japaner, Streiks, eine Überschwemmung, eine Epidemie. Man war gewohnt zu denken, „jetzt erst recht“. Hatte doch schon die erste reguläre Vorstellung des DT-V am 25. Mai 1925 unmittelbar vor dem Aufstand und Blutvergießen des 30. Mai stattgefunden.[15]

Erfolgreiches „Networking“ für den Deutschen Theater-Verein

Der „Bühnenspiegel“ stellte den englischen ADC in einem Aufsatz ausführlich vor, brachte Übersichten über geplante und über vergangene Aufführungen der englischen Amateure, der American Players, über italienische, russische, amerikanische Gastspiele, chinesische Tanzabende und über chinesische Schauspieler auf Bühnen in Deutschland. Dies diente nicht nur der Information, es positionierte zugleich den Deutschen Theater-Verein unter seinesgleichen. Die Danksagungen waren nicht nur Gegenleistung für die Leihgaben, sondern damit wurde auch (vielleicht sogar vor allem) die Tatsache hervorgehoben, daß Deutsche überhaupt wieder „mitspielen“ durften in der Gemeinschaft der Ausländer in Shanghai.


30 BÜHNENSPIEGEL IM FERNEN OSTEN

Herr H. W. BREUER
seit Gründung des D. T. V. bis zum 31. Mai 1927
Vorsitzender.

Bühnenspiegel, 2. Jg., 1927/8, No. 1

Vermutlich war Hermann Breuer genau der Richtige für diese Art der Aufbauarbeit, er konnte seine persönlichen Kontakte zu Engländern und Amerikanern einsetzen, konnte durch Beziehungen zur Kaufmannschaft erste Sponsoren und dann Anzeigenkunden für den „Bühnenspiegel“ gewinnen. Schauspielerischen Ehrgeiz hatte er nicht, und es ging ihm vermutlich weniger um die eine Aufführung am Abend, sondern um das Netzwerk, das die Aufführungen ermöglichte, und um die Integration in die ausländische Gesellschaft, die sich die wieder erstehende Deutsche Gemeinde auch mit diesen Aufführungen erarbeitete. Akzeptanz ist

[13] 1. Jahrgang, 1926/7, No. 3

[14] Carlton Theatre in der Park Road (Huanghe Lu), direkt nördlich vom Race Course. 1923 erbaut nach Plänen von Ladislas Hudec.

[15] Am 15. Mai 1925 schossen japanische Vorarbeiter auf streikende Fabrikarbeiter; einer der Angeschossenen starb am 17. Mai. Flugblätter, Massenveranstaltungen, Streiks folgten. Am 23. und 24. Mai verhaftete die Polizei sechs Streikende und setzte die Gerichtsverhandlung vor dem Mixed Court für den 30. Mai an. An diesem Tag gab es große Demonstrationen. Es wurde scharf geschossen: 13 unbewaffnete junge Männer starben, 19 wurden verwundet. Das Ereignis löste die umfassendsten Massenproteste aus, die China bis dahin erlebt hatte.

ebenfalls aus den regelmäßigen und regelmäßig sehr wohlwollenden Rezensionen in der englischen Presse abzuleiten. Das war die quasi inoffizielle Erfolgsstory, auf die Breuer zurückblicken konnte, als er Ende Mai 1927 nach zwei Spielzeiten mit 14 Vorstellungen den Vorsitz abgab. Der Verein hatte seine Mitgliederzahl fast verdoppelt.
Breuers letzte Amtshandlung als Vorsitzender war die Vorstellung der Vereinssatzung, die einstimmig angenommen wurde. Neuer Vorsitzender würde sein bisheriger Stellvertreter sein, Herr Schmidt-Imbrek. Dr. Adalbert Korff, gerade aus Hankow

„Moral" (Komödie) - Regie: Carl Leonhardt, Premiere 13.10.1928
Hermann W. Breuer (2.v.l.), Adalbert Korff (4.v.l.)
Bühnenspiegel, 3. Jg., 1928/9, No. 1

nach Shanghai gekommen und Teilhaber bei Melchers geworden, wurde sein Stellvertreter – und ein eifriger Schauspieler. Im Vorstand blieben Dr. Bume (der Internist hatte seine Praxis in der Museum Road, war also quasi Nachbar des Lyceum Theaters), Margarete Kann und Maria Junginger, Herr Obenaus (Max Nössler & Co.) und Herr Vollrath (Reuter, Bröckelmann & Co.).

Zukünftig mehr moderne Stücke spielen

Anfang 1927 hatte man begonnen, Richtlinien für die Theaterarbeit und besonders die Aufgabe der Amateurtheater in der Diaspora zu diskutieren. Unter Mitwirkung von Erdmann-Jesnitzer und Margarete Kann war die Diskussion beeinflußt von der Reform der Schauspielkunst und der Bühnengestaltung in Rußland. Der Plan war, zukünftig mehr moderne Stücke zu spielen – Textbücher waren bereits in Deutschland bestellt. Dieser Vorsatz konnte in den folgenden zwei Spielzeiten umgesetzt werden: Von den neun Stücken waren mindestens drei gerade erst in Deutschland uraufgeführt: „Die Papiermühle" von Georg Kaiser (eine Groteske über Sensationsbiographen, sprich Paparazzi), „Zwölftausend" von Bruno Frank (Thema: Verkauf von Untertanen als Soldaten nach England) und die Kriminalkomödie „Hokuspokus" von Curt Goetz, dessen frühe Lustspiele der DT-V in den Vorjahren aufgeführt hatte. Auch der „Weibsteufel" (Schönherr, Uraufführung 1914) war wieder hochaktuell, denn es gab dazu die neue amerikanische Verfilmung "Thy Name is Woman" (1924). Zusammen mit Aufführungen von Schnitzlers „Anatol" und „Liebelei" und von Ludwig Thomas „Moral" waren das zwei ehrgeizige und erfolgreiche Spielzeiten, auf die man mit Stolz zurückblickte. Die Aufführungen mobilisierten zwischen 320 und 520 Zuschauer.[16] Der Adreßverteiler war ausgebaut worden, man hatte holländische, schweizerische, dänische, norwegische und schwedische Staatsangehörige erfaßt.[17] Es kamen auch Angelsachsen und Chinesen, die in Deutschland studiert hatten.[18]

Auf Schmidt-Imbrek als Vorsitzenden folgte, als dieser im September 1929 „für gut" nach Deutschland zurückging, sein bisheriger Vorstandskollege, der Arzt Dr. Georg Bume. In dessen Zeit fielen die lange vorausgeahnte Schließung des alten Lyceum an der Museum Road und ein Wanderdasein durch verschiedene Lichtspieltheater Shanghais. Meist spielten sie im Embassy an der Bubbling Well Road,[19] Ecke Burkill Road.

Übrigens: Einmal stand Breuer dann doch auf der Bühne, das war am 13. Oktober 1928. Im Vorfeld der Aufführung von Ludwig Thomas „Moral" gab es Besetzungsprobleme, die Aufführung hatte sogar verschoben werden müssen.[20] Wohl aus diesem Grund fand sich Hermann Breuer zur Übernahme einer Rolle bereit. Der Auftritt wird ihm und seinem Chef und Freund, dem Melchers-Teilhaber Dr. Adalbert Korff, vermutlich auch ein privates Vergnügen gewesen sein: Breuer gab den Polizeipräsidenten (der anmerkt „daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet") und Korff den ihm untergebenen Polizeiassessor, in der Komödie ist das der „Herr, der die Sittlichkeit unter sich hat".[21]

Fortsetzung im nächsten Heft: Das neu erbaute Lyceum Theater; Lustspiele und Klassiker; Auswirkungen des NS auf den DT-V.

---

[16] 3. Jahrgang, 1928/9, No. 1
[17] 1. Jahrgang, 1926/7, No. 3
[18] 3. Jahrgang, 1928/9, No. 1, S. 12
[19] Nanjing Xi Lu
[20] 3. Jahrgang, 1928/9, Nr. 1
[21] Zitate: Ludwig Thoma, Moral

Das japanische Kriegsgefangenenlager Bando 1917 bis 1920
Zum 100. Jahrestag der Gründung

Freya Eckhardt

„Am 16. August [1914] stellte Japan an Deutschland auch ein Ultimatum, es wurde natürlich keiner Antwort gewürdigt, und seit dem 23. August sind wir nun im Feindesland."
Diese Worte schrieb meine Großmutter Sophie Selig im August 1914 in Kobe/Japan in ihr Tagebuch. Wie kam es aber dazu, daß Japan den Deutschen das Pachtgebiet Kiautschou mit der Stadt Tsingtau streitig machte? Dazu müssen ein paar historische Fakten zitiert werden.

Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs in Ostasien
Spät erst, 1884, entschloß sich das Deutsche Kaiserreich unter Bismarck, weltweit eigene Kolonien zu erwerben. Fast alle anderen Länder Europas hatten zu der Zeit schon Besitzungen auf anderen Kontinenten. In China ein Gebiet zu erwerben erwies sich zunächst als schwierig. Dann geschah 1895 folgendes: Japan ging aus dem Krieg gegen China, in dem es auch um territoriale Ansprüche gegangen war, siegreich hervor und verlangte von China die Abtretung der Halbinsel Liaodong. Dagegen erhoben Rußland, Deutschland und Frankreich erfolgreich Einspruch, was Japan verärgerte. Als aber im Herbst 1897 zwei deutsche katholische Missionare in der Provinz Schantung (Shandong) von einer Boxerbande brutal ermordet wurden, nutzte Deutschland diese Tat als Vorwand, sich an der Bucht von Kiautschou (Jiaozhou) ein Pachtgebiet für 99 Jahre vertraglich zu sichern. Kurze Zeit später erwarb Großbritannien von China den Seehafen Weihaiwei im Nordosten der Provinz Schantung. Das 1902 geschlossene japanisch-britische Bündnis (das den Status quo in China und Korea sichern sollte) führte im Ersten Weltkrieg zu einer folgenreichen Allianz zwischen beiden Ländern: Das Hilfeersuchen Großbritanniens an Japan im Falle eines Angriffs des deutschen Ostasiengeschwaders auf seine Handelsflotte betrachtete Japan als legalen Vorwand, an der Seite der Alliierten in den Krieg gegen Deutschland einzutreten [Kriegserklärung am 23. August 1914]. Es war die Gelegenheit, schon beanspruchte Gebiete in China für sich militärisch einzunehmen.

Die Tsingtaukämpfer ab November 1914 in japanischer Gefangenschaft
Anfang September 1914 schickte Japan eine 30.000 Mann starke Armee in Richtung Tsingtau, gegen die die rund 4.700 deutschen und einige österreichische Soldaten (unter ihnen 1.400 Kriegsfreiwillige und Reservisten) keine Chance hatten. Am 7. November kapitulierten die Verteidiger und gingen geschlossen nach Japan in Gefangenschaft. Bei ihrer Ankunft in Shimonoseki, einer Hafenstadt im Süden Japans, sollen sogar Abgeordnete des kaiserlichen Hofes zur Begrüßung angereist sein. Anfangs wurden die Gefangenen auf zwölf Lager zwischen Tokyo und Kumamoto verteilt, zum Teil hatte man alte Tempelanlagen umfunktioniert und Gefangenenbaracken aus dem Russisch-Japanischen Krieg 1904/1905 reaktiviert. Japan war nicht wirklich auf Kriegsgefangene vorbereitet. Die Lager waren eng und wiesen reichliche Mängel auf. Auch waren Teile der japanischen Bevölkerung nicht immer freundlich, man war irritiert, daß die in ihren Augen „entehrten" Offiziere nicht, wie in der japanischen Tradition verankert, „Seppuku" (Selbstmord) begingen. Wieder andere Japaner waren neugierig und freundlich, winkten mit Fähnchen, wenn die Gefangenen in ihren Lagern eintrafen oder durch Verlegung wieder abreisten. Wenn die Lagerleitung es zuließ, gab es auch Kontakte zur Bevölkerung.

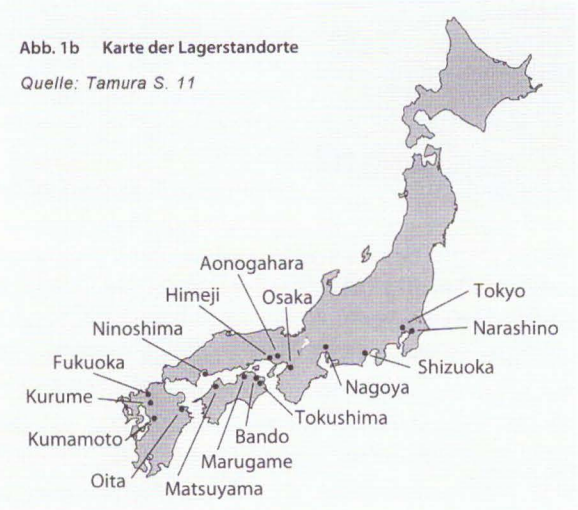


Abb. 1b Karte der Lagerstandorte
Quelle: Tamura S. 11

Dennoch kam es durch die sehr enge Unterbringung und schlechte Verpflegung zu gesundheitlichen und psychischen Problemen. Erst ab März 1916 begann man mit grundlegenden Verbesserungen. Den Anstoß dazu gab ein Bericht des Repräsentanten der Firma Siemens-Schuckert,[1] Hans

[1] Siemens Japan setzte sich nach seiner kriegsbedingten Schließung voll für die Gefangenen ein. (Inga Streb)

Drenckhahn, der – von seiner Firma beauftragt – die Lager besuchte. Dieser Bericht wiederum führte dazu, daß das deutsche Auswärtige Amt bei der US-Botschaft um eine Untersuchung bat. Damit wurde der 23jährige Sammy Wells beauftragt. Er inspizierte mit einer kleinen Delegation alle Lager und führte auch Gespräche mit den Insassen. Sein Bericht nun zwang die Japaner zum Handeln, denn sie hatten das Abkommen der zweiten Haager Friedenskonferenz (1907) unterschrieben. Darin ging es speziell um die Behandlung von Kriegsgefangenen. Da wollte Japan, noch jung auf der Weltbühne, sich nichts zu Schulden kommen lassen.

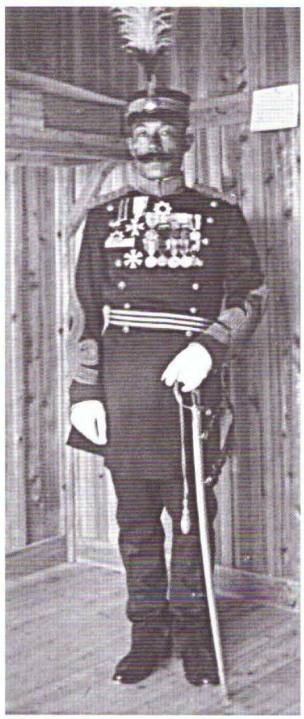
Im April 1917 entsteht das „Musterlager" Bando mit Kommandant Matsue

Mehrere Lager wurden aufgelöst und die Gefangenen nach und nach auf die inzwischen verbesserten Lager Narashino, Nagoya, Ninoshima, Aonogahara, Kurume und auf das ganz neu eingerichtete Lager Bando verteilt. Bando nimmt bis heute eine Sonderstellung ein, es ersetzte die drei Lager auf der Insel Shikoko (Matsuyama, Marugame und Tokushima), die man ganz aufgab, und wurde im April 1917 bezogen *(Bild: Eingangstor)*.

Quellen: StuDeO-Fotothek P0979 und P0980 (rechts)

Kommandant für die 1019 (endgültige Zahl) in Bando Inhaftierten wurde der heute legendäre Toyohisa Matsue (1873-1955). Er war schon Leiter des Lagers Tokushima gewesen und wird von Sammy Wells besonders lobend erwähnt: In seinem Lager herrsche eine sehr gute partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen den Internierten und der Verwaltung. Bis auf die eintönige Kost gab es dort keine Beschwerden. Das sah z.B. in Kurume und Fukuoka anders aus. Dort herrschte eine gegenseitige feindliche Stimmung, und es gab auch tätliche Übergriffe der Wachen auf die Insassen, wie Wells notierte. Es gab dort auch die meisten Ausbrüche und Fluchtversuche.

„Da sie (die Soldaten) ursprünglich für ihr Vaterland kämpften und gezwungenermaßen zu Kriegsgefangenen wurden, soll genügend Verständnis für ihre Lage aufgebracht werden. Es soll ausreichend darauf geachtet werden, daß die Bürger sich nicht grundlos um sie versammeln und sie anstarren, noch soll eine belustigende Haltung eingenommen oder ein Gefühl von Unbehagen vermittelt werden." (Tamura S. 16)



Kommandant Oberst Matsue

Dieser vereinfachte, ins Deutsche übersetzte Text, zeigt u.a. die grundsätzliche Haltung Japans in der Meiji-Regierung, die unbedingt auf die Einhaltung internationaler Verträge achten wollte. Für Matsue, einen äußerst gewissenhaften Soldaten, war es Verpflichtung, auch dem unterlegenen Feinde „Respekt" zu erweisen. Man könnte ihn als einen Humanisten bezeichnen. Es wird angenommen, daß diese innere Haltung durch Erlebnisse in der Kindheit geprägt wurde. Er stammte aus Aizu in der heutigen Präfektur Fukushima, einer Gegend, deren Bewohner zu Zeiten der Meiji-Restauration als Abtrünnige schweren Drangsalierungen ausgesetzt waren. Später als junger Soldat ab 1905 in Korea eingesetzt,[2] müssen harte persönliche Erlebnisse diese Haltung in ihm verfestigt haben.

Gesetze und Regeln, wie die ihnen anvertrauten Gefangenen zu behandeln seien, waren für alle Kommandanten gleich, doch Matsue setzte sie auch gegen Kritik und Warnungen, er sei zu weich, nach seinen Vorstellungen gegen das Kriegsministerium durch. In seinem sehr gut Deutsch sprechenden Stellvertreter, Hauptmann Takagi, hatte er einen hervorragenden Mitstreiter.

Wie sah es nun aus, das Lagerleben in Bando?

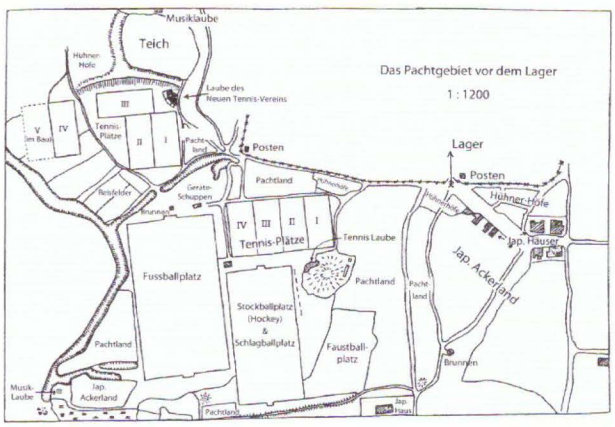
Unter den Gefangenen gab es ein breites Spektrum aller Berufsgruppen, von Handwerkern, Landwirten, Ingenieuren, Verwaltungsfachleuten, Musikern bis zum Akademiker war alles vorhanden. So konnte sich hinter Stacheldraht, aber auch etwas darüber hinaus, eine richtige kleine Stadt entwickeln. Es

[2] Korea wurde nach dem Russisch-Japanischen Krieg 1904/05 japanisches Protektorat und 1910 als Kolonie in das Japanische Kaiserreich eingegliedert.

entstand eine Einkaufsstraße mit 80 kleinen Geschäften, die den Namen Tapautau (chin. Dabaodao) bekam, als Erinnerung an das chinesische Händler- und Handwerkerviertel in Tsingtau. Die Offiziere unter den Gefangenen erhielten je nach Dienstgrad monatlich einen Sold ausbezahlt, die Unteroffiziere und einfachen Soldaten bekamen ihren „Sold" in Naturalien und Kleidung. Auf diese Weise konnte sich so etwas wie Handel und Wandel entwickeln. Die Geschäftsbereiche in den selbst gezimmerten Buden waren äußerst vielfältig. Schreiner, Schuster, Schneider, Friseure boten ihre Dienste an. Ebenso wurden Gegenstände des täglichen Bedarfs auch durch Japaner feilgeboten. Beim Bäcker, Schlachter, Getränkeladen, in dem es auch selbstgebrautes Bier gab, und beim Geflügelhändler konnte man Lebensmittel zur Ergänzung der kargen Lagerkost erwerben. Neben dem legendären Restaurant „Kristallpalast" gab es auch japanische Garküchen. Eine „Warmbadeanstalt" bot, wie man heute sagt, „Wellness" für den Körper an. Auch eine Apotheke wurde eröffnet.
Besonderes Gewicht bekam die Buchdruckerei. Ihre Arbeit war so hochwertig, daß es auch Aufträge von außerhalb gab. Bekannt ist besonders die Lagerzeitung „Die Baracke". Sie wurde ab dem 30. September 1917 wöchentlich über einem Zeitraum von eineinhalb Jahren herausgegeben und später in drei Bänden zusammengefaßt. Die letzten sechs Ausgaben erschienen von April bis September 1919 als Monatshefte (vierter Band).[3]
Für die Verbesserung der eintönigen Ernährung waren die Landwirte unter den Kameraden gefordert. Es wurde Land gepachtet für den Gemüseanbau. Neben der Hühnerzucht wurden Rinder und Schweine angeschafft. Das war ziemlich neu für die Japaner. Gemeinsam baute man also einen Stall (der heute noch steht) für 30 Kühe und 30 Schweine und unterwies nebenbei die Japaner in Tierhaltung und Viehzucht, ebenso in der Verwertung der Milch und der Käse-Zubereitung. Finanziell unterstützt wurde das Ganze sogar von der pharmazeutischen Firma Tomita und aus Spendengeldern der residenten Deutschen.

[3] Im StuDeO-Archiv befinden sich einige der Hefte und Bände von „Die Baracke". Ein fünfter Band, „Die Heimfahrt", entstand aus sechs Wochenausgaben vom 8.1.-24.2.1920 an Bord des Transportdampfers „Hofuku Maru" auf der Heimreise von Kobe nach Wilhelmshaven. (StuDeO-Archiv *2150). Ein weiterer Band ist „Die Ausweisung der Deutschen aus China. Eine Darstellung der Ereignisse auf Grund englischer Shanghaier Zeitungen vom Oktober 1918 bis April 1919." (StuDeO-Bibl. 1248).

Körperliche Ertüchtigung wurde ebenfalls groß geschrieben. So gründeten sich diverse Sportvereine, wie Tennisklub, Turnverein, Kegel-, Fußball- und Schlagballgruppen. Die entsprechenden Sportstätten wurden selber gebaut. Die Japaner schauten neugierig zu, was die Deutschen da so trieben, und wollten mitmachen. Vor allem das Turnen begeisterte sie, so turnte man bald gemeinsam. Man darf vermuten, daß dies die Wiege der heutigen großen Erfolge der Japaner im Turnen wurde.



Plan des Pachtgebiets, das rechts hinter den Baracken des Lagers Bando (unten) lag. Pächter waren einzelne Gefangene. Quellen: Tamura S. 36 und StuDeO-Fotothek P0981

Unter den Gefangenen gab es Dozenten, die zum Teil in China und auch Japan an Universitäten unterrichtet hatten (u.a. Solger, Tiefensee, Vissering, Mahnfeldt, Bohner, Berliner, Meissner). Diese boten nun regelmäßig Vorträge über ein breitgefächertes Wissensgebiet an, welche immer gut besucht waren. Auch der Sprachunterricht kam nicht zu kurz. Neben den gängigen Sprachen gab es natürlich auch Japanisch, wobei umgekehrt die Japaner auch gerne Deutsch lernten.
Großen Zuspruch fand auch das Theaterspielen. Die Schauspielgruppe brachte beachtenswerte dreiundzwanzig, meist klassische Theaterstücke zur Aufführung. Darunter Minna von Barnhelm, Egmont, Im weißen Rössel, um nur einige zu nennen.
Den größten Raum im kulturellen Bereich nahm die Musik ein. Normalerweise gibt es immer ein

Blasorchester beim Militär. So konnte bereits das Orchester aus Tokushima,[4] das als erste das Lager Bando bezogen hatte, die neu ankommenden Kameraden mit flotten Märschen begrüßen. Ihr Dirigent war der ehemalige Kapellmeister Hermann Hansen aus Tsingtau. Die Gruppe wuchs auf ca. 45 Mann an und gab im Laufe der Jahre 35 Konzerte. Neben Hansen gab es den Geiger Paul Engel mit seinem etwa gleich großen klassischen Orchester, das für die ernstere Musik zuständig war. Dazu gründeten sich zwei Männerchöre und eine Mandolinengruppe.
Über etliche weitere sehr interessante Unternehmungen könnte hier noch berichtet werden, das würde aber den Rahmen dieses Berichtes sprengen, erwähnenswert ist vielleicht noch, daß es eine Krankenkasse gab. Diese war bereits im Lager Marugame gegründet worden. Deren Ziel war es, Kranke über die medizinische Lagerversorgung hinaus mit notwendigen Medikamenten und Hilfsmitteln zu versorgen.

Unterstützung durch Hilfsausschüsse

Nun mag man sich fragen, wie konnten alle diese Aktivitäten finanziert werden und wo kam das nötige Equipment, wie zum Beispiel die Musikinstrumente, her? Einige Musiker konnten ihre Instrumente aus Tsingtau mitbringen, unter der Anleitung von Paul Engel baute man auch selber Geigen. Die größte Unterstützung, nicht nur für die Musiker, kam aber von den Hilfsausschüssen in Tokyo und Yokohama, insbesondere aber aus Kobe, die von den dort residenten lebenden Deutschen für ihre gefangenen Landsleute gegründet worden waren.[5]
Die Hilfsausschüsse organsierten so viel wie möglich, um den Gefangenen das Leben zu erleichtern. Von Kobe aus erreichte man die Stadt Tokushima bequem mit dem Schiff, mit einer Rikscha ging es dann ins 12 km entfernte Bando. Firmen und Familien hatten ja auch Angestellte und Angehörige im Lager. Ihnen erteilte Matsue Besuchserlaubnis, allerdings unter Bewachung, die Gespräche wurden auch protokolliert! Das wurde genutzt, um Liebesgaben, Briefe und Geld und vieles andere ins Lager zu bringen. Der achtjährige Hans,[6] Sohn der am Anfang erwähnten Tagebuch-Schreiberin, wurde einmal mit einer voll bepackten Rikscha ins Lager geschickt. Ein erwachsener Fahrgast wäre für den Kuli zu schwer geworden. Dieses Erlebnis erzählte er später noch seinen Enkeln: wie er den Kuli anfeuern mußte, den leicht Hochwasser führenden Fluß vor dem Lager zu durchqueren, und wie stolz er war, es geschafft zu haben.
Auch wenn das Lager Bando durch Matsues liberale Führung eine besondere Berühmtheit erlangte, soll hier nicht verschwiegen werden, daß es in den anderen Lagern ebenfalls entsprechende Verbesserungen und Aktivitäten gab. In Narashino durften die Gefangenen z.B. in einer Fabrik arbeiten und so ein Zubrot verdienen. Bei all diesem Positiven über die Lager sollte man nicht vergessen: Die Insassen waren und blieben Kriegsgefangene! Übertretungen der Lagerregeln wurden geahndet, gegebenenfalls mit wochenlanger Einzelhaft.

Erstaufführung Beethovens Neunte, Entlassung Winter 1919/20

Durch den Film „Ode an die Freude" (jap. Titel: „Baruto no Gakuen") gewinnt man den Eindruck, daß die Erstaufführung der 9. Symphonie von Beethoven in Japan zum Abschied der Gefangenen gegeben wurde. Das ist der Regie zuzuschreiben. Es war sicher ein außergewöhnliches Konzert, mit zum Teil selbstgebauten Instrumenten und einem für Männerstimmen umgeschriebenen Gesangsteil, das unter der genialen Zusammenarbeit des Kapellmeisters Hermann Hansen mit dem Geiger Engel zur Aufführung kam. Auf die erste Darbietung am 1. Juni 1918 folgten weitere Aufführungen der „Neunten". Unter den Zuhörern befanden sich viele japanische Gäste. Zum Abschied Ende 1919 gab es in Wirklichkeit Varieté-Aufführungen, auch für die japanische Bevölkerung, die begeistert in die Vorstellungen strömte, so daß man mehr als geplant geben mußte. Beethovens Ode „An die Freude!", nach einem Gedicht von Friedrich Schiller, wurde aber zum Kult, wie auch zum Teil in Europa.[7] Speziell in Japan aber ist sie heute, mehr denn je, allgegenwärtig. Die Ode wurde praktisch zur zweiten „Nationalhymne". Aufführungen der „Neunten" sind bis heute musikalische Höhepunkte.
Im November 1918 ging der Krieg in Europa zu Ende. Es sollte aber noch ein Jahr dauern, bis die

[4] Das Tokushima Orchester nannte sich im Oktober 1918 in M.A.K. (Matrosenartillerie Kiautschou) Orchester um.

[5] Auch die deutschen Gemeinden in China halfen. So wurde z.B. in Shanghai am 22. August 1914 ein Tsingtau-Hilfsfonds gegründet (also direkt vor Ablauf des Ultimatums). Es ging zunächst und vor allem um die Unterbringung der aus Tsingtau/Schantung Flüchtenden: Kleidung, Wohnungen, Schule, Kindergarten mit Ausstattung, Lehrer usw. Ab November gab es noch mehr zu tun. Noch später wurden auch die Lagerinsassen unterstützt. Schon toll, wie der Gemeinschaftsgeist funktionierte! (Christine Maiwald)

[6] Hans Selig (1910-1992), Vater der Verfasserin.

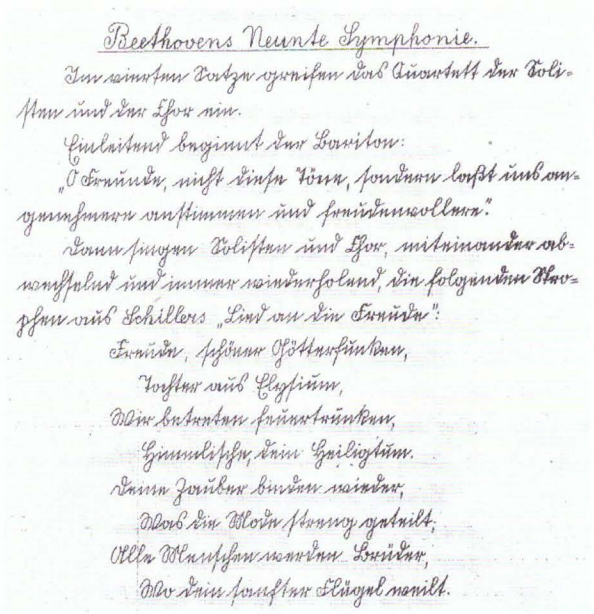
[7] Seit 1985 ist die Instrumentalfassung der Ode aus dem vierten Satz der „Neunten" die offizielle Europahymne. In der Begründung heißt es, sie versinnbildliche die Werte, die alle teilen, sowie die Einheit in der Vielheit.

Heimreise angetreten werden konnte. Im Dezember 1919 ging das erste Schiff von Kobe aus in die Heimat, im Januar 1920 folgten weitere. Auch deutsche Familien reisten mit. Viele von ihnen hatten über ein Jahrzehnt die Heimat nicht gesehen und ihre Kinder kannten sie oft noch gar nicht. Am 1. April 1920 waren dann alle Lager geschlossen. Nicht alle Insassen gingen nach Deutschland zurück, einige gründeten deutsche Bäckereien, Konditoreien (z.B. Carl Juchheim) oder andere Geschäfte oder kehrten als Angestellte in ihre alten Firmen in Japan und China zurück. Etliche suchten neue Aufgaben in Niederländisch-Indien, denn in Deutschland waren die Aussichten zu der Zeit düster. Zurück blieben 87 verstorbene Kameraden und ein für sie errichtetes Ehrenmal in Bando.
Die verlassenen Gebäude nutzte die Armee als Unterkunft für Manöver und Waffenlager. Nach dem Zweiten Weltkrieg dienten sie zunächst noch für heimkehrende japanische Soldaten als Behelfsunterkünfte. Dann geriet alles in Vergessenheit.

Wiederbelebung nach dem Zweiten Weltkrieg

In den 50er Jahren entdeckte Frau Harue Takahashi beim Holzsammeln den Gedenkstein und begann ihn zu säubern und zu pflegen. Sie sollte später das Bundesverdienstkreuz dafür bekommen. Ein Lokalreporter machte 1960 eine Reportage darüber. Die bekam der damalige Botschafter Wilhelm Haas zu lesen. Mit dem Generalkonsul Dr. Schlegelberger besuchte er noch im selben Jahr den Ort, der damals Oasa hieß. (Nach einer Gebietsreform gehört der Ort heute zu Naruto). Dies war der Anstoß zu einer Entwicklung, die bis heute anhält. Auch ehemalige Gefangene hatten ihren Anteil daran, sie fragten an, was aus dem Lager geworden sei, kamen zu Besuch, schickten Erinnerungsstücke. So gründete sich eine Gesellschaft mit dem Ziel, ein Deutsches Gedächtnishaus zu errichten. Mit Hilfe von Geld- und Sachspenden, vor allem auch von Ehemaligen, konnte das Haus, im Fachwerkstil erbaut, 1972 eröffnet werden.
1974 kam es zu einer Städtepartnerschaft zwischen Naruto und der Hansestadt Lüneburg. Grundlage dafür war die Salzgewinnung, durch die beide Städte sich entwickelt hatten. Die bereits vorhandenen Beziehungen zu Deutschland rund um Bando waren natürlich auch ein wichtiger Grundstein und spielen bis heute eine entscheidende Rolle in der freundschaftlichen Beziehung. Sie wird getragen durch jährliche gegenseitige Besuche, Schüleraustausch, Kultur- und Gedächtnisveranstaltungen. Auf Grund dieser Entwickelung wurde es nötig, 1993 ein neues Gebäude, das „Deutsche Haus Naruto", zu bauen: ein schönes, großes, weißes Haus, mit dem Turm in der Mitte, dem Lüneburger Rathaus nachempfunden. Neben dem Museum, das auch von der ortsansässigen Bevölkerung rege besucht wird, gibt es dort ein Archiv, in dem alles, was mit Bando und den deutsch-japanischen Beziehungen zusammenhängt, gesammelt und wissenschaftlich bearbeitet wird. Es ist in Fachkreisen heute durchaus bekannt, so daß auch schon Symposien dort abgehalten wurden.
Über allem steht der große Gedanke aus Beethovens Hymne:

„Alle Menschen werden Brüder".


Beethovens Neunte Symphonie.

Aus dem Programm der japanischen Erstaufführung, Lager Bando, 1. Juni 1918 (StuDeO-Archiv 1700):

Beethovens Neunte Symphonie.
Im vierten Satze greifen das Quartett der Solisten und der Chor ein. Einleitend beginnt der Bariton: „O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere." Dann singen Solisten und Chor, miteinander abwechselnd, und immer wiederholend, die folgenden Strophen aus Schillers „Lied an die Freude":
Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder, was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt.

Dieser Gedanke wurde im Lager Bando gelebt, aus Feinden wurden Freunde. Um ihn in unserer zerstrittenen Welt zu verbreiten, gibt es Bestrebungen, Bando bei der UNESCO als Weltkulturerbe anzumelden.

Weitere Bilder zu Bando siehe Titelbild und S. 51.

Quelle: Dr. Ichiro Tamura (Hrsg.): Hie gut Deutschland alleweg! – Eine Einführung in die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers Bando, Teil 1 und Teil 2. Verlag: Das Deutsche Haus Naruto (2009). – StuDeO-Manus 2991.

Ein halbes Jahrhundert China. Eine Familiengeschichte.

Herbert Parker (Puck)

Am 16. Juli 1937 wurde ich im Faber Krankenhaus Tsingtau geboren, und zwar in eine Familie, die insgesamt ein halbes Jahrhundert eine Verbindung mit China hatte.

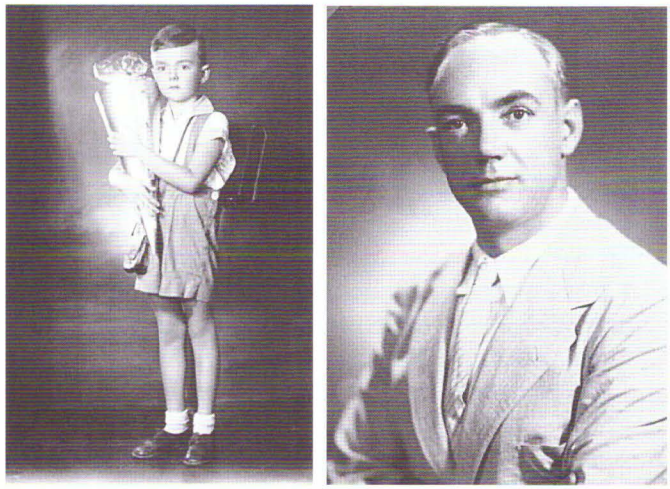
Mein Vater Robert Puck

Mein Vater war Robert Ernst Hinrich Puck, 1896 in Hamburg geboren als der älteste Sohn des Hafenarbeiters Richard Puck und seiner Ehefrau Martha geb. Schult. Da seine Eltern nicht wohlhabend waren, mußte er schon mit vierzehn Jahren die Schule verlassen, obwohl er gute Zeugnisse hatte, mit „gut" oder „sehr gut" in allen Fächern. Er mußte also mitverdienen, erst bei einem Pappenverarbeitungswerk und dann ging er bei einer Geschäftsbücherfabrik in die Lehre. Das erklärt wohl auch sein lebenslanges Interesse an Büchern und an der Buchbinderei.

Am 30.11.1915 trat er in den Militärdienst ein. Bis 30.11.1918 war er Infanterist und diente in Frankreich und auch in Rußland. Nach dem Krieg arbeitete er bis April 1921 als Kontorist in Hamburg und muß dann nach Holland gereist sein, wo er nach ein paar Monaten kaufmännischer Ausbildung von der Firma C.G.T. van Dorp auf drei Jahre nach Niederländisch-Indien versetzt wurde. Die Firma van Dorp muß in der Schiffahrt tätig gewesen sein, sonst ist der nächste Schritt in meines Vaters Laufbahn nicht zu erklären. Er sprach oft über seine offenbar schöne Zeit in Indonesien. Trotzdem muß er auf eigenes Gesuch die Firma van Dorp am 30.11.1923 verlassen haben und von dort nach Tientsin (Tianjin) gereist sein.

Am 27.12.1923 trat mein Vater in die Firma Carlowitz als Leiter der Schiffahrtsabteilung mit Vollmacht ein, wo er dann bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges blieb. Nebenbei war er auch für einige Zeit Schriftführer der Deutschen Handelskammer Tientsin und Schatzmeister des Concordia Clubs. Er spielte Tennis und schwamm gern. Mein Vater war zweimal verheiratet. Die erste Ehe mit Maria geb. Scholz (geb. 1910) muß um 1930 geschlossen worden sein, jedenfalls wurde meine Halbschwester Renate im September 1931 geboren. Leider ging sie *[Renate Stephan geb. Puck]* im April 2016 von uns. Die Ehe wurde geschieden, und Maria heiratete später Max Schlömer. 1936 heiratete mein Vater meine Mutter Ingeborg geb. Boerter, 21 Jahre jünger als er.

Meine Mutter war eine große, hübsche und kräftige Frau. Sie hatte einen eisernen Willen und packte alles mit Energie an. Sie war es auch, die mich und meinen zwei Jahre jüngeren Bruder Wilhelm erzog, mit Liebe, aber auch Strenge, wenn es nötig war. Sie liebte China und chinesisches Essen und war unter den Chinesen hochangesehen, weil sie ausgezeichnet Chinesisch sprach und auch noch zwei Söhne hatte. Wir hatten natürlich Dienstboten, wie die meisten Europäer in China damals, aber als wir nach Australien kamen, mußte sie alles selbst machen und tat es auch. Sie hat sich hier in Australien gut eingelebt.



Herbert Puck am ersten Schultag 1943 und sein Vater Robert 1935

Meine Eltern nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach Kriegsende gab es natürlich große Verwirrung in China, besonders für Deutsche. Ich erinnere mich, daß mein Vater für einige Zeit effektiv stellungslos war und sich meine Eltern sehr einschränken mußten – eine Zeitlang hatten wir nur einen Dienstboten, einen mürrischen, aber treuen "Boy". Mein Vater war vorübergehend bei der Firma Greefen und Wilde tätig (so wie ich mich erinnere, handelte die Firma mit Konserven und dergleichen). Die Daten in seinen hinterlassenen Papieren widersprechen sich teilweise, und er muß manchmal mehr als eine Stellung gleichzeitig gehabt haben. Von Mai 1945 bis zum 15.1.1946 arbeitete er in dem ehemaligen Deutsch-Amerikanischen Hospital in Tientsin, er kümmerte sich wohl um die Finanzen und wir wohnten auch die letzten Jahre in China in einem Haus hinter dem Hospital. Es stand noch, als ich 1996 zuletzt in Tientsin war. Mein Vater sprach oft von einer rus-

sischen Ärztin Dr. Raschkovsky, mit der er zusammengearbeitet hat. Er bekam von der Verwaltung des Hospitals eine Bescheinigung, daß seine Arbeit dort sehr wertvoll wäre. Das mag mitgewirkt haben, daß meine Eltern der Zwangsrepatrierung entgingen, abgesehen davon, daß mein Vater nie NSDAP Mitglied war.

Lulu (Ludwig) Lange: Robert Puck als HAPAG-Kapitän[1]

Von Dezember 1945 bis März 1951 war er Manager im Overseas Shipping Department bei der Oriental Shipping Agency, einer chinesischen Firma, die die Agentur für die amerikanische Pacific Far East Line hatte. Tientsin galt als Hafen für relativ kleine Schiffe, denn der Fluß Haihe hatte für größere nicht genug Tiefgang. Größere Schiffe mußten in der sogenannten "Taku Barre" ankern. Ihre Fracht (und auch die Passagiere) wurden von "Lighters" übernommen. Mein Vater mußte den Ladeprozeß überwachen, was eine rechte Strapaze gewesen sein muß. Die Lighters wurden in einer Reihe von einem Schlepper von und nach Tientsin befördert, und mein Vater fuhr auf dem (chinesischen) Schlepper mit. Das war, wie er erzählte, primitiv und im Winter sehr kalt. Ich erinnere mich, daß er für solche Fahrten im Winter einen amerikanischen Parka, chinesische Wattehosen und mit Ziegenfell gefütterte Stiefel benutzte.
Immer wenn er von einer Fahrt wiederkam, brachte er schöne amerikanische Sachen mit, wie z.B. "Sunkist"-Apfelsinen, Schokolade, "Kraft"-Käse, Konserven usw., meist Dinge, die es in Tientsin nicht gab.
An ein besonderes Ereignis kann ich mich noch gut erinnern. Es muß 1950 gewesen sein, als das amerikanische Schiff "California Bear" nachts bei Nebel in der Nähe von Taku eine chinesische Fähre rammte und versenkte, wobei etwa 300 Personen ums Leben kamen. Das passierte kurz nach der Machtübernahme durch die Kommunisten, aber es ist mir bisher nicht gelungen, im Internet oder sonstwo irgendwelche Information darüber zu finden. Jedenfalls war der Unfall zu der Zeit ein großes Ereignis, und mein Vater als Agent für das Schiff war daran voll beteiligt. Es gab natürlich eine Untersuchung oder ein Gerichtsverfahren, zu dem verschiedene Amerikaner nach Tientsin kamen, Juristen, Experten usw. Bei einer Gelegenheit lud mein Vater einige dieser Experten nach Hause zum Essen ein, aber meine Mutter protestierte, daß sie für so viele Personen nicht genug „anständiges" Geschirr hätte. Das war damals in China nicht so einfach – Kaufhäuser, wo man so etwas kaufen konnte, gab es in Tientsin nicht. Mein Vater begab sich also in die Taku Road, nicht weit von uns, und suchte dort die Gebrauchtwarengeschäfte ab. Da ergatterte er für einen Spottpreis ein wunderschönes Rosenthal-Eßgeschirr für zwölf Personen, rote Rosen auf weißem Porzellan, vollständig mit Suppenterrine, großen Serviertellern usw. Meine Mutter hat das Geschirr etwa vierzig Jahre später in Australien für 2.000 australische Dollar (heute ca. 1.500 Euro) verkauft, aber zwei große Servierteller davon habe ich heute noch.

Meine Eltern Ingeborg und Robert Puck, Tientsin 1950

Mein Vater Robert Puck war 1,85 m groß, ein intelligenter, selbstgebildeter und selbstgemachter Mann. Er las viel und war immer gut informiert, besonders wenn es um Geschichte, Politik und Finanzangelegenheiten ging, und man konnte sich mit ihm anregend über viele Themen unterhalten. Er liebte auch gute Musik, besonders Beethoven. Leider war er auch ein starker Raucher. Mit 65 Jahren erlitt er einen Herzinfarkt, daraufhin gab er das Rauchen auf und lebte noch zehn Jahre, bis er 1971 im Alter von 75 Jahren an einem zweiten Herzinfarkt starb.

Meine Mutter Ingeborg geb. Boerter

Meine Mutter war die jüngere Tochter von August Boerter und seiner Ehefrau Helene geb. Everts (meist Nenny genannt, warum weiß ich nicht). Ich habe das Glück gehabt, 1965 als erwachsener Mann meine beiden Großeltern in Langenberg

[1] Der begabte Tientsiner Schüler Lulu Lange zeichnete unzählige, meist berufsbezogene Karikaturen.

richtig gut kennenzulernen, und vieles, was ich hier berichte, hat mir mein Großvater damals selbst erzählt.

August Boerter wurde 1884 in Langenberg im Rheinland geboren, wo seine Eltern das Gut Deilbachmühle besaßen. Sein Vater verstarb, als er noch ganz jung war, und seine Mutter heiratete wieder. 1904 entschloß er sich, auf sein Erbrecht an dem Familiengut zugunsten seines Halbbruders Wilhelm Gerwin zu verzichten und sich selbst einen Weg in der Welt zu bahnen. Also meldete er sich als Einjährig Freiwilliger Marinesoldat nach Tsingtau. Nachdem er seinen Militärdienst beendet hatte, trat er bei der Deutschen Post in Tsingtau als Postbeamter in Dienst, was u.a. zur Folge hatte, daß er nicht heiraten durfte.[2] Nach fünf Jahren Dienst bei der Post hatte er das Recht auf Heimaturlaub. Als er dort heiratete (in Solingen 1910) und dann mit seiner Ehefrau, meiner Großmutter, zurückkam, wurde er nach Tsinanfu in die dortige Filiale der Post strafversetzt. Das muß damals schwer gewesen sein, denn so wie meine Mutter das erzählte, gab es in Tsinanfu zu der Zeit kaum Europäer.

Nach einiger Zeit erkannte August Boerter, daß in China zwar gutes Geld zu verdienen war, aber nicht als junger Postbeamter. Er machte sich also als Geschäftsmann selbständig, zuerst mit zwei Partnern, Hermann Hinzpeter[3] und Wilhelm Niggemann. Haarnetze (damals große Mode und von Chinesinnen mit flinken Fingern gut und billig aus Menschenhaar hergestellt) und der Export u.a. von Schweineborsten waren anfangs die Basis des Geschäftes, das sich aber später auf mehr Waren ausdehnte. Er erzählte von Reisen in das Innere, wo er in chinesischen Herbergen übernachten mußte. Das bedeutete, mit anderen Gästen, meist Chinesen, auf einem geheizten „Kang" zu schlafen und zu hoffen, daß niemand auf dem Kang Läuse hatte oder schnarchte. Das Geschäft gedieh, und nach einiger Zeit trennte sich August Boerter von seinen Partnern. Zur Zeit der Belagerung von Tsingtau 1914 war er geschäftlich in den USA, muß es aber irgendwie geschafft haben, mitten im Krieg nach Tsinanfu zurückzukehren. Denn meine Mutter Ingeborg wurde im Juni 1917 in Tientsin geboren (weil dort ein gutes deutsch-amerikanisches Hospital war). Die ältere Tochter Gertrud (Gerti) war 1911 geboren worden und der Sohn Rolf kam 1918 zur Welt.

Ein besonderes Ereignis war es, als meine Mutter als Mädchen schwer an Scharlach erkrankte. Der japanische Arzt wurde gerufen, sah aber keine Hoffnung und meinte, das Kind würde die Nacht nicht überleben. Das hörte die sehr ergebene Amah und sagte zu meiner Großmutter: „Darf ich mal chinesische Mittel ausprobieren?" Und das tat sie auch. Das Zimmer wurde stark geheizt und alle zwei Stunden mußte meine Mutter einen von der Amah gebrühten Tee trinken. Die Amah und meine Großmutter lösten sich ab, und am nächsten Morgen lebte meine Mutter noch. In der folgenden Nacht ging dann das Fieber zurück und meine Mutter genas. Sie starb 2000 im Alter von 83 Jahren und hat mir diese Geschichte mehrmals erzählt.

Hier sei vermerkt, daß ihr Bruder Rolf Boerter vor dem Zweiten Weltkrieg zur weiteren Ausbildung nach Deutschland geschickt wurde und den Krieg als Artillerie-Hauptmann überlebte. Ihre Schwester Gerti heiratete kurz nach Kriegsende den Engländer Charles Pickford, der eine gute Stellung bei der HSBC Bank hatte, und das war eine echte Liebesgeschichte. Die beiden waren schon vor dem Krieg inoffiziell verlobt, aber als Japan nach Pearl Harbor im Dezember 1941 den Alliierten den Krieg erklärte, wurde Charles als Engländer von den Japanern in der Nähe von Shanghai interniert. Sobald der Krieg vorbei war, „organisierte" Charles einen Flug nach Tsingtau per USAF DC3 und heiratete seine Gerti. Aber als sein Arbeitgeber HSBC davon erfuhr, wurde ihm klar gemacht, daß er entweder seine alte Stellung wieder haben könne oder eine Deutsche heiraten, aber nicht beides. Er entschloß sich ohne Zögern für seine Gerti, und obgleich er finanziell darunter gelitten haben muß, wurde es eine sehr gute Ehe. Anfangs siedelten die beiden nach Hong Kong um und dann nach London. Charles war ein liebenswürdiger Mensch, den ich sehr gern hatte.

In der Zwischenkriegszeit verlagerten meine Großeltern ihren Wohnsitz nach Tsingtau, wo die Firma Boerter Teppiche für den Export herstellte. Die Boerters hatten dort zwei Häuser, und meine Großmutter führte auch eine Pension, hauptsächlich für Urlauber und Junggesellen, von denen es damals in China viele gab. Ich erinnere mich an mehrere schöne Sommerferien bei meinen Großeltern in Tsingtau, das letzte Mal 1948, als der chinesische Bürgerkrieg schon tobte. Aus irgendeinem Grunde flogen mein jüngerer Bruder Wilhelm und ich allein per CAT (China Air Transport) DC3 nach Tsingtau. Auf dem Rückweg, dieses Mal mit meiner Mutter per CNAC (China National Aviation Corporation) DC4 Skymaster, flogen wir erst nach Peking. Ich erinnere mich genau, wie wir dort

---

[2] Es war nicht ungewöhnlich, daß Angestellte im Ausland eine bestimmte Anzahl von Jahren nicht heiraten sollten, vermutlich weil für die Firma eine Familie höhere Kosten bedeutete.

[3] Vgl. Biografie in StuDeO-INFO Sept. 2010, S. 7-10, und StuDeO-Archiv *1993.

durch ein Tor in der alten Stadtmauer fuhren, die heute leider nicht mehr besteht.

Die Boerters nach dem Zweiten Weltkrieg

Als der Krieg vorüber war, muß mein Großvater August Boerter schwere Zeiten durchgemacht haben. Wie mir meine Mutter erzählte, wurde er von den Chinesen enteignet, fing dann wieder neu an, bis die Kommunisten kamen, und dann war zum zweiten Mal Schluß. Kurz nach der Machtübernahme wurde er von den Kommunisten als „Spion" verhaftet. Man hielt ihm vor, daß er der Anführer eines Spionagekreises von zwölf Personen gewesen sei, von denen er nur einen überhaupt kannte, aber das war damals in China eben so. Er verbrachte 26 Monate in einem chinesischen Zuchthaus, wurde stundenlang ausgefragt und auch gefoltert. Im Winter litt er sehr an Kälte, weil man ihm nur zwei dünne Decken aus Baumwolle gab usw. Er sollte seine „Verbrechen" gestehen, tat es aber nicht, weil es einfach Unsinn war. Schließlich mußte er wieder einmal ein Verhör über sich ergehen lassen, aber dieses Mal war die Stenotypistin eine Chinesin, die einst mit meiner Mutter gemeinsam eine Klosterschule *[vermutlich im „Heilig Geist Kloster" in Tsingtau]* besucht hatte. Sie erkannte meinen Großvater, erschrak über sein Aussehen, und sprach ihn auf deutsch an, was die anderen Anwesenden nicht verstehen konnten. Sie sagte ihm, daß er noch einen Winter nicht überleben würde und seine einzige Chance sei, alles zu gestehen und alles zu unterschreiben. Das tat er dann auch. Zur Strafe wurde er aus China ausgewiesen und all seine Habe wurde beschlagnahmt. Er kam dann per Schiff nach Hong Kong, wo er einige Wochen in einem englischen Hospital verbrachte, bis er dann im Alter von beinahe siebzig Jahren nach Deutschland reiste.

Familie Boerter Weihnachten 1919

Haus Boerter in Tsingtau 1938

August und Nenny Boerter 1965

Meine Großmutter war schon davor allein nach Deutschland zurückgekehrt. Man muß bedenken, daß sie von den Behörden keinerlei Auskunft über ihren Mann bekam, und nicht wissen konnte, was ihm bevorstand. Helfen konnte sie ihm nicht, deshalb entschloß sie sich also, aus China rauszukommen, so lange es noch möglich war. Jedenfalls war sie für ihn da, als er endlich die Heimat erreichte, und die beiden verbrachten ihre letzten Jahre friedlich in Langenberg. August Boerter starb im Alter von 84 Jahren, und trotz der Mißhandlungen war er keineswegs feindlich gegen China eingestellt. Er soll in den letzten paar Tagen vor seinem Tod nur Chinesisch gesprochen haben.

Von meiner Großmutter kann ich weniger berichten. Sie war eine kleine Frau, im Gegensatz zu meinem 1,91 m großen Großvater, und war später sehr schwerhörig. Sie stammte aus einer vornehmen Solinger Familie, und war mir immer eine liebe Oma. In Tsingtau beteiligte sie sich an den Geschäften meines Großvaters und führte eine gute und nach Berichten beliebte Pension. Auch sie hat sicher viel durchgemacht. Sie sammelte leidenschaftlich chinesische Kunstwerke und sogenannte "Curios" *[engl. Raritäten, in China damals üblicher Begriff für Antiquitäten und Kunstgegenstände]*, mußte aber leider fast ihre ganze Sammlung zurücklassen. Einige Teile davon bekam meine Mutter und ich habe sie heute noch. Meine Großmutter erfreute sich des Lebens und starb im Alter von 94 Jahren bei einem Besuch ihrer Schwestern in Berlin.

Als meine Familie im März 1951 auf der „Heinrich Jessen" von Tientsin aus China für immer verließ, legte das Schiff unterwegs in Tsingtau an, aber wir durften nicht von Bord. Zu der Zeit saß mein Großvater im Gefängnis und meine Großmutter war noch in Tsingtau. Das muß meiner Mutter furchtbar schwer gefallen sein, aber es war nicht zu ändern.

Das ist nun die Geschichte meiner Familie, für ehemalige "Old China Hands" wohl nichts Besonderes, aber doch der Erinnerung wert.

Mein Großvater Rudolf Sterz (1878-1950) – ein deutscher Mandarin
2. Teil (Schluß): Von 1920 bis 1950

Renate Jährling

Im Nachruf von Paul Stark zum Tod meines Großvaters 1950 heißt es über diese Zeit:
„ …Nach dem Ersten Weltkrieg betätigte sich Rudolf Sterz als Kaufmann für verschiedene deutsche Firmen und übernahm 1925 die Vertretung der Junkers Flugzeugwerke in China *[erst 1928]*. Bei der Gründung der Eurasia-Fluggesellschaft *[im Februar 1931 in Nanking]*, ein deutsch-chinesisches Unternehmen, war er maßgebend beteiligt. Sein jahrelang bearbeiteter Plan, eine Flugzeugfabrik in Yünanfu *[im Südwesten Chinas]* zu errichten, wurde durch Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges *[1937-1945]* vereitelt. Allen, die sich dafür interessierten, stellte er sein umfangreiches Wissen um die chinesischen Dinge und Verhältnisse bereitwilligst zur Verfügung und sein stets gastfreies Haus in Peking wird vielen deutschen Landsleuten in Erinnerung bleiben. Zu seinem großen Schmerz verlor er infolge der Wirren nach dem Zweiten Weltkriege sein wunderschönes Anwesen in Peking mit allen seinen Kunstschätzen, die er während seiner langen Chinazeit mit großem Kunstsinn zusammengetragen hatte. Mit Rudolf Sterz verlor das China-Deutschtum einen der besten Chinakenner, dessen Name und sein vielseitiges und erfolgreiches Wirken im Fernen Osten unvergessen bleiben werden. Um ihn trauern seine *[zweite]* Frau und jüngere Tochter *[Lucie und Ute Sterz]* in Peking sowie zwei Töchter in Deutschland: Frau Lilo Bank und Frau Hildegard Jährling."

Neuanfang nach dem Ersten Weltkrieg
Bereits mit Kriegsbeginn im September 1914 hatte unter dem Druck der Alliierten die Liquidierung deutschen Eigentums in China begonnen. Im März 1919 folgte die Ausweisung deutscher Staatsbürger. Von den 296 deutschen Firmen der Vorkriegszeit (Stand 1913) blieben nur zwei übrig, von den rund 3.000 Deutschen schaffte es immerhin ein Viertel, mit Hilfe chinesischer Freunde im Lande zu bleiben.[1] Dazu gehörte auch Rudolf Sterz. Als die Repatriierung abgeschlossen war und keine Gefahr mehr bestand, kehrte die Familie Sterz aus ihrem Versteck in den Westbergen nach Peking zurück. In der Oststadt, in der Gan Mian Hutong 20,[2] fand sie eine Unterkunft in einem chinesischen Anwesen mit vermutlich vier Wohnhöfen,[3] in dem meine Mutter Hilde (1915-1989) eine glückliche Kindheit verbrachte.

Im Wohnhof Gan Mian Ht. 20, Peking, Weihnachten 1924
Jenny Sterz mit ihren Töchtern Lilo und Hilde

Im Hof des Deutschen Klubs, Peking ca. 1925
anwesend u.a.: Fritz Secker, Vincenz Hundhausen,
Rudolf Sterz, Werner Lazarowicz (am Kopfende
im extra breiten Stuhl), Erwin Rouselle,
Alfred Göhring (Apotheker)

[1] Vgl. StuDeO-INFO April 2009, S. 16-23.

[2] Die Gan Mian Ht. (Trockene Nudel Gasse) besteht noch, im Westen durch Neubauten verbreitert. Eine Tafel am Eingang der engen Gasse informiert, daß sie früher der einzige Durchgang für den behördlichen Transport von Getreide war. Weil der rege Verkehr viel Staub aufwirbelte, gaben die Anwohner ihr den Namen „Xiagan-mian" (es regnet getrocknete Nudeln).

[3] Schräg gegenüber wohnte in wohlhabenden Verhältnissen Georgie Palta (1914-1995), ein mongolischer Prinz, Spielkamerad meiner Mutter und Mitschüler an der Deutschen Schule Peking. Unter seinem chinesischen Namen Ce Shaozhen veröffentlichte er 1987 seine Erinnerungen „Flaneur im alten Peking. Ein Leben zwischen Kaiserreich und Revolution" (im Schulbild des Bildteils steht meine Mutter oben rechts). Vgl. Nachruf im StuDeO-INFO Dez. 1995, S. 7f., und StuDeO-INFO Juni 2013, S. 39.

Viele der repatriierten deutschen Kaufleute kehrten nach und nach zurück und begannen von neuem.[4] Allmählich bildete sich wieder eine deutsche Gemeinde. Man erwarb einen kleinen Tempel in der Jin Yu Ht. 3 (Goldfischgasse) als Klubhaus und Sterz übernahm das Präsidium. Der junge Paul Wilm[5] sah ihn dort oft beim Lesen einer chinesischen Zeitung, was er sehr bewunderte. Der Reiseschriftsteller Richard Katz erinnerte sich:[6]

„In Peking gibt es den gemütlichsten deutschen Klub Chinas. *[...]* der kleine chinesische Tempel *[...]* umschließt einen einzigen mächtigen Tisch und an dem knobelt der deutsche Importeur mit dem deutschen Sattlermeister *[Otto Reitzig]* sein Bier aus. Wem das nicht paßt, der kann draußen bleiben, und wer große Töne über Parteipolitik spricht, der fliegt hinaus. Dafür sorgte zu meiner Zeit *[um 1929]* der prächtige alte China-Deutsche ‚Papa Sterz' als Präsident des Klubs."

Meine Großmutter Jenny Sterz verfaßte für eine Berliner Zeitung kleine Artikel mit Episoden aus ihrem Leben in Peking. Eine handelt von dem Geschäftsbesuch eines stattlichen Chinesen bei ihrem Mann. Als im Besprechungszimmer plötzlich Ruhe eintrat, schaute sie neugierig durch ein Loch im Papierfenster[7] und sah erstaunt, wie sich die beiden Herren gegenseitig den Bauchumfang maßen. Beleibtheit galt im alten China als Zeichen des Wohlstands. Die ersten Nachkriegsjahre müssen für die Familie Sterz jedoch nicht einfach gewesen sein, es mußte gespart werden. So konnten sie sich z.B. den üblichen Sommeraufenthalt am Meer nicht leisten. Erst im August 1924 sieht man die vierköpfige Familie in Peitaiho. Das Familienglück währte nur noch zwei Jahre, denn im Herbst 1926 erkrankte Jenny Sterz an Paratyphus nach einem mit Salmonellen verseuchten chinesischen Essen und starb im Deutschen Hospital mit nur 46 Jahren. Sie fand ihr Grab auf dem Deutschen Friedhof, der sich seit dem Boxeraufstand im Südosten der Tatarenstadt befand und um 1953 aufgelassen wurde.[8]

Familie Sterz im Seebad Peitaiho 1924

Geschäftsbesprechung im Siemssen & Co. Hof v.r.: Dr. W. vom Grafen, G. Düsing (beide Siemssen-Filiale Tientsin), R. Sterz, ein Geschäftsfreund Peking, Gan Mian Ht. 20, ca. 1925

Chinavertreter der Junkers-Flugzeugwerk AG 1928

Mein Großvater, der zwanzig Jahre in chinesischen Diensten gestanden hatte,[9] nahm nach dem Krieg seinen eigentlichen Beruf als Kaufmann wieder auf. In allen Hauptplätzen Chinas entstanden aufs neue Niederlassungen der deutschen Firmen. Irgendwann, spätestens 1925, gemäß dem ersten Nachkriegsadreßbuch ADO 1925-1926, übernahm Sterz die Geschäftsführung der Pekinger Filiale der Import- und Exportfirma Siemssen & Co. In einer Firmengeschichte schreibt Maria Möring, undatiert und ohne die Besitzverhältnisse und die Adresse anzugeben:[10] „In Peking verfügten Siemssen & Co. über einen großen Hong *[...]* inmitten eines weitläufigen Gartens mit kleinen Teichen, Bäumen und Blumen *[...]*. In den Gästehäusern des Peking-Hongs verbrachten Mitarbeiter der verschiedenen Siemssen-Filialen gern gelegentlich erholsame Ferientage. Das Geschäft befaßte sich vor allem mit Cloisonné-Waren, für die Peking der Hauptlieferant war." Diese Beschreibung paßt auf das Anwesen in der Gan Mian Ht. 20.

[4] China hatte den Versailler Friedensvertrag nicht unterzeichnet, weil seine berechtigten Forderungen nicht berücksichtigt worden waren (das deutsche Pachtgebiet Kiautschou wurde Japan und nicht China zugesprochen), und war bereit, mit den Deutschen wieder zusammenzuarbeiten. Am 20. Mai 1921 schloß China mit Deutschland einen Separatfrieden ab.

[5] Vgl. StuDeO-INFO Dez. 2016, S. 37f.

[6] Berliner Morgenpost, 25.12.1932, vgl. StuDeO-Archiv *0555.

[7] Ein Loch in das Papierfenster bohrte man mit dem im Mund angefeuchteten Zeigefinger.

[8] Vgl. Dokumentation in StuDeO-Bibl. 1060.

[9] Dr. Cord Eberspächer, Direktor des Konfuzius-Instituts Düsseldorf, konnte eine Lücke in der Laufbahn meines Großvaters schließen: Rudolf Sterz war von April 1899 bis Juli 1901 Beamter beim chinesischen Seezoll in Tsingtau mit der Tätigkeitsbezeichnung „Watcher" (Aufseher im Outdoor Staff).

[10] Siemssen & Co., 1846-1971, S. 106f.

Konsul Heinrich Cordes,[11] der während eines Deutschlandaufenthaltes mit dem Flugzeugkonstrukteur Hugo Junkers zusammentraf, hatte die Wichtigkeit eines deutsch-chinesischen Luftverkehrs erkannt. Die Junkers-Flugzeugwerke Dessau bestätigten Cordes in ihrem Schreiben vom 27.1.1926, daß er „beauftragt wurde, als unser Stellvertreter für den Bereich von China tätig zu sein. Die Bestellung erfolgt unabhängig von der bereits bestehenden Vertretung durch die Firma Siemssen & Co. Sie verpflichten sich, unsere Interessen in jeder Beziehung wahrzunehmen, Verhandlungen für uns zu führen und uns über Ihre Tätigkeit, sowie über die Verhältnisse in China laufend zu unterrichten."[12]

Cordes kehrte Ende Mai 1926 nach Peking zurück und schrieb in der Folge über zwanzig lange Berichte. Mehrmals erwähnte er darin Sterz, z.B. „mit Sterz stehe ich auf bestem Fuße" (25.8.) Er ließ sich von ihm nicht nur informieren, etwa über die kriegerischen Ereignisse in der Provinz Hunan und am Yangtse (27.8.), in Shanxi (4.9.) oder in Nanking (3.11.), sondern arbeitete offenbar enger mit ihm zusammen: „Herr Sterz ist nach Taiyüan Fu *[Taiyuan in Shanxi]* gefahren, um sich ins Mittel zu legen…" (27.8.). Die Dessauer Aktennotiz vom 18. Juli 1928 bestätigt die Verbindung: „Im Bereich der bisherigen Nordregierung (Peking) nahm die Hamburger Firma Siemssen & Co. mit ihrem landeskundigen Mitarbeiter Sterz unsere Interessen auf Provisionsbasis wahr."

Im Januar 1927 wurde bei Heinrich Cordes Krebs diagnostiziert. Im Mai 1927 reiste er zur weiteren Behandlung nach Breslau, wo er aber im Juli starb.[13] Auf dem Sterbebett empfahl er seiner Firma Rudolf Sterz als Nachfolger. So hat es seine Tochter Lotte Cordes (1905-1993, verh. mit Paul Wilm) überliefert.[14] Sterz nahm an und richtete in der Gan Mian Ht. 20 ein Büro für die Junkers-Flugzeugwerk A.-G., Dessau (ADO 1928-1929) ein – die Geschäftsstelle Siemssen & Co. Peking bestand noch jahrelang an derselben Adresse.

Während der langen Geschäftsreisen meines Großvaters wurden seine beiden Töchter von den chinesischen Hausangestellten versorgt. Lilo (1909-1956) besuchte nach der deutschen Schule vermutlich noch ein Jahr die amerikanische Schule und nahm an Kursen in deutscher und englischer Stenographie teil, bevor sie mit etwa siebzehn Jahren als Stenotypistin in die Deutsche Gesandtschaft Peking eintrat.[15] Als die Botschaften 1935 in die neue nationalchinesische Hauptstadt Nanking verlegt wurden, folgte Lilo ihrem Vorgesetzten Kanzler Paul Scharffenberg dorthin.

Junkers F 13, Verkehrsflugzeug (vier Passagiere, von 1919 bis 1932 gebaut), auf dem Flugplatz von Peking. Erstes Ganzmetallflugzeug der zivilen Luftfahrt

Die beim Tod der Mutter elfjährige Hilde verband ein enges Vertrauensverhältnis mit ihrer Amah (Kindermädchen). Als ihre Schulleistungen bedenklich nachließen, schickte der Vater die Vierzehnjährige nach Weimar auf die Handelsschule,[16] die sie nach zwei Jahren, 1931, mit der Mittleren Reife abschloß. Gerne wäre sie geblieben, um ihre Ausbildung fortzusetzen und ihren neuen Freundeskreis nicht zu verlassen, doch der Vater rief sie zurück. Sterz hielt sich immer öfter in Shanghai auf, um von dort aus die Junkers-Geschäfte in Südchina betreiben zu können. Anfangs mietete er ein Zimmer im Astor Hotel, später eine Wohnung in den Blackstone Apartments in der Französischen Konzession, Rue Lafayette 1331. Nach ihrer Rückkehr wohnte meine Mutter ein halbes Jahr in Shanghai bei ihrem Vater und arbeitete in einer deutschen Firma, bevor sie endgültig nach Peking zurückkehrte.

---

[11] Heinrich Cordes (1866-1927), seit 1892 im diplomatischen Dienst als Dolmetscher in Shanghai, Hankau, Tientsin und Peking. Begleiter des Deutschen Gesandten von Ketteler bei dessen Todesgang am 20.6.1900 in Peking, dabei selbst schwer verwundet. Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank. Wichtige Funktionen bzgl. deutsch-chinesischer Beziehungen.

[12] Quelle dieses und der folgenden Junkers betreffenden Dokumente: das „Deutsche Museum Archiv" in München, Junkers- Firmenarchiv, Luftfahrt und Verwertung (JuLuft), China 1926-1933 (Ordner 0702 T02 bis T07).

[13] Vgl. Nachruf Cordes, StuDeO-Bibl. 0716.

[14] Vgl. Paul Wilm: Episode 1949 (1989), S. 79, StuDeO-Bibl. 0375.

[15] Lilo Sterz heiratete im Frühjahr 1929, mit zwanzig Jahren, Hans Spanier, Filialleiter der Deutschen Farben-Handelsgesellschaft Waibel & Co. in Peking, Gan Mian Ht. 21. Sie trennte sich nach kurzer Ehe und nahm ihren Mädchennamen wieder an.

[16] Die Lehrerin Erna Teubert (vgl. „Täubchen" in Elisabeth Schnack: Die Zauberlaterne, S. 175) an der Deutschen Schule Mukden hatte die Schülerpension ihrer Eltern in Weimar empfohlen. Erna heiratete später Hellmut Freischütz, Siemens China Co.

Der Sitz der Chinavertretung des Junkers Konzern blieb vorerst in Peking. Das ADO 1930-1931 weist für Rudolf Sterz einen langen Eintrag auf: Representative for China of Junkers-Flugzeugwerk A.-G. & Junkers Motorenbau (Vertrieb der Erzeugnisse des Junkers Konzerns, Vertretung von Kunst & Albers für Junkers Motorenbau G.m.b.H. und Siemssen & Co. für Flugzeugwerk). Erst im ADO 1934-1935 erscheint Junkers im Shanghaier Firmenverzeichnis unter der Bezeichnung Junkers-Flugzeugwerk A.-G. (Fabrik für Ganzmetall-Flugzeuge), und zwar mit Sitz in einem Bürohaus mit prächtiger Eingangshalle und Treppenhaus in der Yuan Ming Yuan Road 133, Room 524-5, nur einen Katzensprung vom Bund entfernt. In den folgenden Jahren firmierte das Unternehmen unter dem Namen meines Großvaters, nämlich: R. Sterz (Junkers Flugzeug- und Motorenwerke A.G., Dessau i/Anhalt). Die Geschäfte fanden ausschließlich mit der Nationalchinesischen Regierung statt, so daß Sterz Chiang Kai-shek und andere politische und wirtschaftliche Größen dieser Zeit gekannt hat.

Hochzeit Rudolf Sterz mit Lucie Wilke, Gan Mian Ht. 20, Dezember 1932 v.l. Reinhold Jansen (Konsulatssekretär an Dt. Gesandtschaft), Lilo Sterz, Werner Jannings (Geschäftsführer Siemssen & Co. Tientsin), Mimi Jansen, das Brautpaar, Hilde Sterz, Ella Jannings

Der Pekinger Wohnsitz wurde nicht aufgegeben. Ende Dezember 1932 ehelichte mein Großvater, sechs Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau, mit 54 Jahren die weit jüngere Berliner Lehrerin Lucie Wilke (1896-1964), die ab 1930 an der Deutschen Schule in Peking unterrichtete. Meine Mutter freute sich anfangs, daß wieder eine Frau ins Haus kam, doch Lucie entpuppte sich bald als ein Mensch mit „harter Kante". Sie drängte die Töchter aus der ersten Ehe ihres Mannes aus dem Haus, während er sich auf Geschäftsreise befand.
Mit achtzehn Jahren zog meine Mutter aus, wie vorher schon ihre Schwester, und nahm ein Zimmer in der Pension von Frau Luise Lu, die ihr später half, die Aussteuer zusammenzustellen. 1932 trat sie eine Stellung als Sekretärin in der Pekinger Filiale der Hamburger Import-/Exportfirma Carlowitz & Co. in der Hatamenstraße 12 an. Ihr Chef wurde der 1930 von Carl Zeiss Jena ausgeschickte Dipl. Optiker Ernst Jährling, der die Technische & Optische Abteilung leitete. Im April 1935 heirateten die beiden in der Gan Mian Ht. 20.

Ereignisse 1937 bis 1939

Das Jahr 1937 sollte sich in China als Wende erweisen: Der „Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke" (Lugou-Brücke) bei Peking am 7. Juli löste den Zweiten Japanisch-Chinesischen Krieg aus. Die Japaner besetzten Peking kampflos und nachfolgend große Gebiete in Nordchina. Die Mitte August 1937 einsetzenden Angriffe auf Shanghai und die Gebiete den Yangtse-Fluß aufwärts zwangen Chinesen und Ausländer, sich und ihr Eigentum in Sicherheit zu bringen. Viele Deutsche flüchteten nach Deutschland, auch Lilo Sterz aus Nanking, um die weiteren Ereignisse abzuwarten. Mein Großvater verlegte die Junkers-Zentrale, vermutlich Ende 1938 oder Anfang 1939, von Shanghai in die britische Kronkolonie Hongkong, wo er gemäß dem letzten deutschen Adreßbuch vor dem Krieg, ADO 1939 (Stand: Juni 1939), im Gloucester Hotel gemeldet ist.
Wenige Monate später erübrigten der Beginn des Zweiten Weltkriegs und die Kriegserklärung Großbritanniens an Deutschland am 3. September 1939 alle weiteren geschäftlichen Anstrengungen für Junkers in China. Die Deutschen mußten Hongkong verlassen, sonst wären sie interniert worden. Mein damals sechzigjähriger Großvater zog sich meines Wissens ab da ins Privatleben nach Peking zurück.

Neues Anwesen in Peking, Kriegsjahre

Wann genau und warum Sterz seinen Wohnsitz in der Gan Mian Ht. aufgab und ein großes chinesisches Anwesen nördlich der bekannten Einkaufsstraße Wangfujing in der Kung Hsien Ht. erwarb, kann ich nicht sagen. Ich nehme aber an, daß es in der ungewissen politischen Zeit um 1937/1938 war, da damals die Geschäfte brachlagen, so daß er genug Zeit hatte, sich um die Umbauten im neuen Haus zu kümmern. Der Journalist Dr. Karl Heinz Abshagen, der sich in Japan aufhielt, als der deutsche Rußlandfeldzug 1941 begann und seine Rückreise verhinderte, und sich mit seiner Frau 1944 in

Peking niederließ, beschreibt den „Hong" und „Vater Sterz" aus persönlicher Kenntnis ganz genau:[17]

„ *[...]* um die Mitte des Monats *[September]* zogen wir in unsere eigenen Räume, die wir in dem weitläufigen Hong von Vater Sterz,[18] des seit fast fünf Jahrzehnten in China beheimateten ältesten Vertreters des Deutschtums in Peking, gemietet hatten. *[...]* Sterz hatte es unter Erhaltung seines chinesischen Charakters gründlich instand setzen und mit den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten versehen lassen, die der Europäer besonders in einem heißen Klima ungern missen mag. So waren die Fußböden mit Zement unterzogen und dadurch verhältnismäßig gesichert gegen Skorpione *[...]*, es gab wirksame Heizungsanlagen, teilweise Zentralheizung, in anderen Teilen gute deutsche Öfen, einen Brunnen mit elektrischer Pumpanlage, der aus siebzig Meter Tiefe einwandfreies Trinkwasser lieferte und das in Peking sonst übliche und notwendige Abkochen allen Trinkwassers ersparte, zahlreiche ganz modern eingerichtete Badezimmer, Waschräume und WCs. Die zahlreichen Wohnräume waren um mindestens ein halbes Dutzend Höfe und einen ansehnlichen, gut erhaltenen Garten gruppiert. *[...]* Die Kriegszeit hatte Vater Sterz veranlaßt, an verschiedene Bekannte Teile des Besitztums abzugeben, aber, obgleich wir dadurch zu insgesamt vier Familien innerhalb der Mauern des alten Palastgrundstückes hausten, kamen wir uns nicht gegenseitig in die Quere." (S. 316f)

Abshagen schildert anschließend das angenehme Wohnen in einem durch Mauern geschützten chinesischen Hong, das Verwöhntwerden durch eine zahlreiche Dienerschaft und fährt fort:

„Der Kreis, in dem wir in Peking verkehrten, schloß einige bekannte Pekinger Originale ein.[19] Da war der schon erwähnte Vater Sterz. *[...]* Er war eine bemerkenswerte Erscheinung schon deswegen, weil er, obwohl ein belesener und vielerfahrener Mann, seine höhere Bildung in der uns im Grunde fremden Gedankenwelt des Chinesischen genossen hatte, unter Deutschen und Europäern nicht mehr als ein gebildeter Durchschnittsbürger war, unter Chinesen dagegen als einer, der die Schriften der Klassiker studiert, in die Klasse der Gelehrten gerechnet wurde." (S. 323)

Dr. Gottfried Weiß, von 1938 bis 1945 Direktor der Deutschen Schule Peking, schilderte einmal seinen Eindruck von Sterz mit diesen Worten: „Sein Haus war sehr schön. Er hat alte chinesische Bilder gesammelt und sonstige wertvolle Antiquitäten. War damals vollschlank, wirkte wie ein älterer Herr. Ruhige Meinung, man hat ihm gerne zugehört, war sehr erfahren mit chinesischen Sachen, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Bei den Chinesen sehr angesehen." Die Sterz'sche Sammlung wurde in den Kriegsjahren von der Kunsthistorikerin Dr. Eleanor von Erdberg (damals mit Hermann Consten verheiratet) noch katalogisiert.[20]

Abshagen mußte seinen „Lebenszuschnitt, soweit dies ohne allzuviel Gesichtsverlust möglich schien", wie die meisten Deutschen herabschrauben.[21] 1945 eröffnete sich ihm ein neues, wenn auch ehrenamtliches Arbeitsfeld:

„Im Hinblick auf die damals erwartete Möglichkeit einer amerikanischen Landung auf dem chinesischen Festlande mit anschließenden Kämpfen um Peking war ein Fond für den Ankauf von Lebensmitteln aufgebracht worden, die als eine Reserve für die Ernährung der deutschen Gemeinde in solcher Notlage an sicherem Ort eingelagert werden sollten. Zu meiner Überraschung wurde ich zum ehrenamtlichen Treuhänder für die Verwaltung dieses Fonds bestellt. Mit der Unterstützung von Vater Sterz, dessen Landeskunde und Personenkenntnis mir bei der Durchführung dieser Aufgabe von höchstem Wert war, begann ich, Vorräte an Weizen, Reis, *[...]* einzulagern." (S. 337).

Vorsitzender der neuen Deutschen Vereinigung Peking

„Der völlige Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland *[8. Mai 1945]* konnte natürlich nicht ohne Rückwirkungen auf die deutschen Gemeinden im Ausland bleiben. In Peking waren wir in einer verhältnismäßig günstigen Lage insofern, als die örtliche Atmosphäre während der Dauer des Dritten Reiches sich auch mildernd auf die nazistischen Lebenswirkungen aus-

[17] Karl Heinz Abshagen: Im Lande Arimasen. Als Journalist im Fernen Osten. 1941-1946, Stuttgart: Union. Deutsche Verlagsgesellschaft (1948), Sechstes Kapitel: Dem Ende entgegen, S. 316ff.

[18] Bei einem Pekingbesuch habe ich die eine Straßenseite des Hongs abgeschritten und zählte rund hundert Meter.

[19] Außer Sterz charakterisiert er die „Originale" Vincenz Hundhausen, Hermann Consten, die Amerikanerin Helen Burton und den mit der Deutschen Ruth Kettner verheirateten Politiker Wang Yin-tai.

[20] Vgl. Der strapazierte Schutzengel. Erinnerungen aus drei Welten (1994), S. 270f. Das Ehepaar Consten hatte damals, wie andere Deutsche auch, kein regelmäßiges Einkommen (es lebte u.a. von Reitunterricht, Bibliotheksarbeiten, Vorträgen, Unterricht). Die deutsche Gemeinde und diejenigen, die es sich es leisten konnten, gaben ihnen Aufträge. In einem Punkt täuscht Frau von Erdberg ihre Erinnerung: Sterz wurde nach dem Krieg nicht von den Amerikanern ausgewiesen.

[21] Meine Eltern z.B. mußten in dieser Zeit ihre vierköpfige Dienerschaft nach und nach entlassen: Amah, Boy, Kuli (für schwere Arbeiten, z.B. Zerkleinern der Kohlebrocken) und zuletzt den Unentbehrlichsten, den Koch.

gewirkt hatte. *[...]* Etwas schwieriger war die Frage der Auflösung oder des Fortbestehens der sogenannten Reichsdeutschen Gemeinde, die in ihrer damaligen Form eine in nationalsozialistischer Zeit geschaffene Institution war *(Gründung in Peking Mai 1935)*,[22] wenngleich sie sich aus der viel älteren Deutschen Gemeinde entwickelt und deren Vermögenswerte übernommen hatte. *[...]* Nachdem auch Japan kapituliert hatte *[2. September 1945]*, gelang es, die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Deutschen Pekings zu überwinden. Eine neue Deutsche Vereinigung wurde begründet, deren Vorstand mit großer Mehrheit auf Grund eines Wahlvorschlags gewählt wurde, der keine ehemaligen Nationalsozialisten enthielt. *[...]* Ich wurde zum Schriftführer der Vereinigung gewählt, deren Vorsitzender Vater Sterz wurde." (Abshagen, S. 339f.)

„Das Eintreffen der amerikanischen Besatzung für das Gesandtschaftsviertel von Peking *[Oktober 1945]* stellte diese neu gewählte deutsche Interessenvertretung vor schwierige Aufgaben." (S. 347) Das deutsche Gemeindehaus in der ehemaligen Österreichischen Botschaft (Auguofu), die deutschen Botschaftsgebäude und eine Reihe anderer von Deutschen bewohnten Gebäude mußten für die Einquartierung der Amerikaner in kurzer Zeit geräumt, die Einrichtung zum Teil zurückgelassen und Ersatzquartiere gefunden werden.[23] Beauftragte des amerikanischen "Office of Strategic Services" erschienen in Peking, um die „vom Standpunkt der Alliierten politisch mißliebigen Deutschen" (S. 350) für die Repatriierung herauszufiltern. Der Deutschen Vereinigung gelang es, die Ausweisungsbedingungen durch Verhandlungen mit den chinesischen Behörden zu mildern. Auf Wunsch der Behörden und seiner Landsleute begleitete Abshagen im Juni 1946 den ersten Repatriierungstransport von 130 Pekingdeutschen als ihr Sprecher (mit S.S. Marine Robin ab Taku Barre vor Tientsin, S. 352-374).

Nach dem Zusammenbruch war die Finanzverwaltung der Deutschen Gemeinde Bruder Kephas Franz Spee S.V.D. von der katholischen Furen-Universität übertragen worden. Ihm und einigen „beherzten Männern" gelang es, die Botschaft vor Eintreffen der Amerikaner zu überreden, ihnen einen größeren Goldschatz und wertvolle Medikamente zu überlassen. „Sie wurden in dem großen herrschaftlichen Hause des Herrn Rudolf Sterz aufbewahrt." Den Amerikanern folgten chinesische Nationaltruppen aus dem Süden Chinas nach Peking. Eines Tages spät abends erhielt Br. Kephas einen Anruf von Sterz: „Er bat mich dringend, sofort zu ihm zu kommen, weil die Nationaltruppen auch in der Nähe seines Hauses zu plündern begännen." Br. Kephas holte den Gemeindeschatz mit seinem Fahrrad unter großen Gefahren ab, benutzte danach mehrere Verstecke und konnte damit jahrelang unterstützungsbedürftigen Deutschen helfen.[24]

Dem Ende entgegen

Im Frühjahr 1947 zog sich die amerikanische Besatzung unvermittelt aus Peking und Zug um Zug Richtung Süden aus ganz China zurück. Die Familie Sterz bekam eines Tages Besuch von einem nationalchinesischen General und seinen Leuten, die die Herausgabe des Sterz'schen Anwesens verlangten. Sie könnten die Einrichtung beliebig mitnehmen, wurde gesagt. Lucie Sterz stellte sich ihnen entgegen und erklärte energisch, sie würde das Haus auf keinen Fall verlassen. Als sich eine Soldatin ans Klavier setzte und zu spielen anfing, schlug Lucie den Klavierdeckel zu. Das war töricht. Die Chinesen gingen und kamen immer wieder. Mein Vater konnte Lucie nach einigen Tagen überzeugen, daß Widerstand zwecklos war, und fuhr mit einem Lastwagen vor. Das Ehepaar zog mit der elfjährigen Ute und einem Teil des Mobiliars in das Gebäude der Heilsarmee. Ob und wie viele Kunstschätze sie aus der Antiquitätensammlung mitgenommen haben, weiß ich nicht.[25]

Mein Großvater führte den Vorsitz der Deutschen Vereinigung bzw. der Deutschen Hilfe weiter, was ein Schreiben vom 17. März 1948 belegt. Er bestätigte darin u.a., daß Walter Genther nicht Mitglied der NS-Partei war. Am 22. Januar 1949 erfolgte die friedliche Übergabe Pekings an die kommunistische Volksarmee, deren Truppen monatelang die Stadt belagert hatten. Sie benahmen sich anfangs

---

[22] Vgl. StuDeO-Archiv *0433.

[23] Meine Familie, die ab Ende 1940 in einer der schönen großen Wohnungen in der Augufuo gewohnt hatte (vgl. Kaminski/Unterrieder: Wäre ich Chinese, wäre ich Boxer, S. 151ff), zog in die kleine Junggesellenwohnung meines Vaters im Carlowitz-Haus.

[24] Br. Kephas Franz Spee: Wanderer auf weiten Wegen, Selbstverlag 1966, S. 68f. (Manuskript), vgl. auch StuDeO-Bibl. 1518.

[25] Mitte August 1947 erhielt meine Familie ganz unerwartet den Repatriierungsbefehl. Innerhalb von drei Tagen mußten die Koffer gepackt werden – für meine Eltern, meine zwei Brüder (8 Jahre bzw. 8 Monate) und mich (6 Jahre) – und die Wohnung aufgelöst werden. Die Einrichtung und die Wertgegenstände einschließlich der Fotoalben wurden bei Sterz sowie bei deutschen und chinesischen Freunden untergestellt. Denn meine Mutter glaubte an die Rückkehr der Deutschen wie nach dem Ersten Weltkrieg. Ein US-Militärflugzeug schaffte uns und die Familie des Ex-Botschafters in Japan, Eugen Ott, nach Shanghai, wo uns die S.S. General Black erwartete.

besser als die Nationaltruppen. Am 1. Oktober rief Mao Tsetung unter dem Jubel einer großen Menschenmenge auf dem für diesen Zweck erweiterten Tian An Men-Platz die Volksrepublik aus (vgl. StuDeO-INFO Dez. 2009, S. 31).

Als das Leben unter den Kommunisten doch bedrohlich wurde, beschloß Rudolf Sterz schweren Herzens, China nach 52 Jahren zu verlassen. Dr. Joseph W. Wirtz empfahl Sterz, sich von ihm vor der langen Reise nach Deutschland einen alten Leistenbruch operieren zu lassen. An den Folgen der Operation starb mein Großvater am 26. Juni 1950 mit 71 Jahren. Er wurde neben seiner ersten Frau auf dem Deutschen Friedhof beigesetzt, von einer kleinen Trauergemeinde begleitet. Die meisten Deutschen waren bereits ausgereist. Da es keinen evangelischen Geistlichen mehr gab, hielt Pater Görtz von der Steyler Mission die Trauerfeier. Lucie trat mit ihrer Tochter Ute die Heimreise wie geplant an. Meine Mutter war untröstlich, als sie vom Tod ihres Vaters erfuhr.

Nachspann

Bei jedem Pekingbesuch suchen wir die früheren Wohnadressen meiner Familie auf – die Gan Mian Hutong, die Auguofu (Das repräsentative Gebäude wird seit Jahrzehnten staatlich genutzt und durch hohe Mauern und Bäumen vor Blicken geschützt. Wachpersonal verhindert das Betreten), das Carlowitz-Haus und den „Hong" meines Großvaters. Das Carlowitz-Haus wurde, vermutlich 2008, mit den daneben stehenden westlichen Gebäuden abgerissen, unsere anderen Wohnadressen gab es im Herbst 2015 noch. Daß das herrschaftliche „Palastgrundstück" einst aus mindestens sechs Höfen bestanden haben soll, ist längst nicht mehr zu erkennen, weil Behelfsbauten und neu gezogene Mauern die typische Hofhaus-Architektur zerstört haben – obwohl das Areal unter Denkmalschutz steht, wie eine Tafel an der Außenmauer neben dem Eingangstor mitteilt *(Bild)*.

Die Kung Hsien Hutong ist gekappt worden, wenige Meter nach dem Tor endet sie an der Kunstgalerie, einem protzigen Gebäude aus dem Jahre 1959. Deren Anbauten fressen sich in das ehemalige Sterz'sche Grundstück hinein. Jeder kann den vernachlässigten Hong betreten, kein Kaimendi (Torwächter) hindert einen daran. Der Wohnhof meines Großvaters ist als einziger noch als rechteckiger Hof zu erkennen. Im September 2002 saß dort auf der Südterrasse des Haupthauses eine sehr alte Dame mit einer jungen Dienerin in der Sonne. Sie erlaubte uns, den Hauseingang zu betreten. Ein prachtvoller Raum mit reichen Schnitzereien aus sehr dunklem Holz an den Wänden und der Decke mit darin eingelassenen Spiegeln empfing uns. Die alte Dame erzählte stolz, daß sie 1934/35 den Großen Marsch mit Mao mitgemacht habe und seit Jahrzehnten hier wohne.

Ischi von König und Xu Beihong (徐悲鴻, franz. Ju Péon)
Eine Malerbegegnung in Berlin 1933 und Nanking 1935

Thomas Ulbrich

Der Maler Xu Beihong in Europa

Berlin, November 1933. Nicht zum ersten Mal weilte der chinesische Maler Xu Beihong / Hsü Pei-hung (1895-1953) in Berlin. Schon in seinen Studienjahren in Paris und Berlin (1919 bis 1927) hatte er einige Zeit an der Berliner Kunstakademie verbracht und hier unter anderem die Tiger und Löwen im Berliner Zoo skizziert. Den größten Teil seiner Studienzeit verbrachte er jedoch an der Pariser École Nationale Supérieure des Beaux-Arts, dem unbestreitbaren Zentrum der Modernen Künste seiner Zeit in Europa. Hierhin war Xu mit einem chinesischen Regierungsstipendium entsandt worden. Er orientierte sich an den traditionellen Richtungen, schätzte große Meister wie Michelangelo, Velazquez und Rembrandt und erlernte europäische Ölmalerei.

1927 kehrte er nach China zurück. In den folgenden 30er und 40er Jahren organisierte er zahlreiche internationale Ausstellungen in Hongkong, Singapur, Indien, Frankreich, Belgien, Deutschland (1933), Italien und der UdSSR (1934), die seinen Ruhm als Künstler, und Kulturpolitiker festigten. Xu ist heute vielen als Maler der Springenden Pferde bekannt, die quasi sein Markenzeichen wurden.

In Deutschland konnte er im November 1933 fast zeitgleich zwei Ausstellungen organisieren. Im China-Institut Frankfurt zeigte er hundert chinesische Malereiwerke – neben seinen eigenen auch solche der Song- und Ming-Zeit, sowie Arbeiten einiger Malerkollegen, unter anderem von Zhang Daqian. Hier veröffentlichte er auch unter seinem französischen Künstlernamen Ju Péon in der Zeitschrift „Sinica" einen Beitrag zur Malerei in deutscher Sprache.[1] Die Ausstellungen weckten viel Neugier, wurden ein großer Erfolg und trugen wesentlich zum kulturellen Austausch zwischen Deutschland und China bei.

Bekanntschaft zwischen Xu Beihong und Ischi von König

Im November 1933 wurde in Berlin, auf Einladung des „Vereins Berliner Künstler (VBK)", eines der ältesten Kunstvereine bildender Künstler in Deutschland, eine weniger umfangreiche Soloausstellung mit 42 seiner Malereien eröffnet.[2] Am Abend des 15. November versammelten sich die geladenen Mitglieder zur Eröffnung in der Tiergartenstraße 2a. Xu Beihong, begleitet von seiner Frau Jiang Biwei, hatte zur Vernissage eine Kalligraphie mit einem Zitat aus einem chinesischen Klassiker gestiftet.

Xu Beihong (franz. Ju Péon) und Prof. Carl Langhammer, Vorsitzender des Vereins Berliner Künstler, 1933

Ausstellung des chinesischen Malers Xu Beihong (links vortragend), 17. November bis 3. Dezember 1933 im Verein Berliner Künstler

In der Ausstellungsbroschüre schrieb er:
„Zueignung. Ich wünsche hier meinen Kollegen im Lande des großen Dürer meine Empfindungen – sowohl schmerzliche als auch unbefangene – in einer allgemeinverständlichen Sprache zu übermitteln, die man bis jetzt für eine geheimnisvolle hielt. Insbesondere möchte ich meinen tiefempfundenen Dank den Berliner Künstlern darbringen, die in so liebenswürdiger Weise mir den historischen Rahmen ihrer Vereinigung liehen, um meine Werke auszustellen. *[...]*"
Der chinesische Künstler stand an diesem Abend im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der anwesenden Presse und der Künstlerkollegen. Man parlierte auf französisch, das Xu gut beherrschte. Hier ergab sich auch ein Kontakt mit dem Berliner Akademaler Prof. Leo von König, der von seiner Nichte und Meisterschülerin Ischi von König (1881-1973) begleitet wurde. Ischi (eigentlich Ilse), seit dem 6. Lebensjahr wegen einer Erkrankung taub, konnte die Eröffnungsworte Xu Beihongs zwar akustisch nicht verstehen. Wohl aber wurde in ihr der Wunsch geweckt, den „geheimnisvollen" fremden Maler näher kennenzulernen. Leo von König empfing Xu in seinem Atelier zu einem privaten Essen. Ischi nahm daran teil und verlieh ihrem Wunsch Ausdruck, in die Heimat Xus reisen zu wollen. Xu lud sie ein, nach Nanking zu kommen. Ischis Wunsch wurde vermutlich auch durch den Umstand beflügelt, daß ein Freund der Familie, Generaloberst Hans von Seeckt,[3] sich in den Jahren 1930 bis 1935 mehrere Male in der Republik China als Militärberater von General Chiang Kai-shek aufhielt.
Es sollte noch eine Weile dauern, bis diese Künstlerreise nach China konkrete Form annahm. Zunächst wurde Xu während seines dreiwöchigen Aufenthalts in Berlin in Künstlerkreisen herumgereicht, er besuchte Buchläden, 'seine' ehemalige

[1] Ausstellung chinesischer Malerei (der Gegenwart) in Frankfurt am Main in: Sinica, Monatsschrift für Chinakunde und Chinaforschung, Jg. IX, 1934

[2] Verein Berliner Künstler: Ausstellung des chinesischen Malers Professor Ju Péon vom 17. November bis 3. Dezember 1933.

[3] Leo von König hatte seinen Freund von Seeckt 1931 gemalt: Portrait Öl auf Leinwand, 74,3 x 59 cm.

Hochschule der Künste in Charlottenburg, Museen und Sehenswürdigkeiten. Die Berliner Presse nahm an dem Maler aus dem fernen China Anteil und begleitete ihn hier und da auf seinen Berliner Promenaden.

Studienreise nach China

Ischi, die unverheiratet und kinderlos blieb, genoß als Malerin einen guten Ruf und das für Künstlerinnen jener Zeit seltene Privileg, in geordneten, ja gutsituierten Verhältnissen leben und arbeiten zu können. Darauf verweist auch ihre Studienreise nach China, die fast ein Jahr dauern sollte. Im Frühjahr 1935 machte sich Ischi von König gemeinsam mit ihrer Freundin, der Dichterin Tilla Grabbe, auf den Weg nach China. Die Reise mit dem Schiff ab Genua dauerte mit einer Unterbrechung in Penang insgesamt 65 Tage. Sie reisten zunächst nach Nanking und trafen Xu Beihong, der hier als leitender Professor für traditionelle Tuschmalerei und erstmals auch für westliche Ölmalerei tätig war. Sie wohnten im Hause der Generäle von Seeckt und Wetzell, die als Berater Chiang Kai-Sheks vor Ort waren.

In Nanking verbrachte Ischi von König als Gast von Xu Beihong viel Zeit in der Kunstabteilung der National Central University (heute Nanjing University). Nanking war seinerzeit die Hauptstadt Chinas. Hier konnte sie in einer Universitätsgalerie auch ihre eigenen mitgebrachten Werke präsentieren und ausstellen.

Der Maler Xu Beihong, 40 Jahre alt
Brustportrait von Ischi von König 1936

Die chinesischen Impressionen waren für sie, ihre visuelle Wahrnehmung und ihr künstlerisches Empfinden gewiß das nachhaltigste Erlebnis. Sie malte hier fast nur mit chinesischer Tusche, um ein Höchstmaß von Lockerheit zu erreichen. Neben zahlreichen Skizzen und Aquarellen fertigte sie in Nanking auch Studien für vier größere Portraits in Öl an, die sie bald nach ihrer Rückkehr in Hannover im Kunstverein ausstellen würde. Neben einer Portraitstudie des Generals Chiang Kai-shek (ebenfalls in Nanking) arbeitete sie an drei großen Portraits der Familie Xu Beihongs.

Xu Beihong verhalf Ischi auch zu einer weiteren Ausstellung ihrer Bilder in Peking. Nach Mitteilung ihres Neffens Thankmar von Münchhausen fand diese Ausstellung im Peking Hotel statt. Die Familie spricht noch heute von einem Eintrag der im selben Hotel weilenden Schauspielerin Greta Garbo im Gästebuch der Ausstellung. Ischi muß jedenfalls eine Reihe ihrer Bilder in Peking verkauft haben, denn sie betonte in ihrer Monographie, daß sie stolz sei, ihre Rückfahrt 1936 – jetzt per Transsibirischer Bahn – aus eigenem Verdienst in China für sich und ihre Freundin bestreiten zu können.[4] Tilla von Grabbe beschrieb die Reise von Peking nach Berlin in einem Artikel für die Gartenlaube:[5]

„Abschied von Peking: *[...]* Der Peking-Bahnhof bietet das übliche Bild hastiger und geräuschvoller Abreise. Von der deutschen Kolonie hat sich ein großer Teil zum Abschied eingefunden. Da reist der junge Pfarrer nach vierjähriger Auslandsarbeit in die Heimat zurück,[6] zwei Jünglinge, im Fernen Osten aufgewachsen, werden zum ersten Mal in ihrem Leben Deutschland sehen; Auslandsdeutsche, auf halbjährigem Heimaturlaub, brennen dem Erlebnis des neuen Deutschland entgegen, dort wagt eine junge Mutter die weite Reise, um ihr Kind den Eltern zu bringen. Das rosige Knäblein wird in die Hängematte aufgehangen und schläft, unbekümmert ob allen Abschiedslärms um sich herum. Auch mir gilt mancher Abschiedsgruß, denn ich werde nach einjährigem Aufenthalt den funkelnden Fernen Osten nicht wiedersehen *[...]*."[7]

Ischi von Königs China-Bilder

Nach ihrer Rückkehr zeigte Ischi von König ihre in China gemalten Werke in der Herbstausstellung Hannoverscher Künstler im Kunstverein Hannover. Im Saal 2 präsentierte sie insgesamt vierzehn Bilder: zehn Aquarelle und vier Ölbilder mit Portraits, Szenen aus Nanking und Peking. Die Bilder waren zum Verkauf ausgepreist. Das Portrait „Nr. 87 Marschall Tschiang-kaischek" und „Nr. 88 Der Maler Hsu-Pai-Hung

[4] Werner Schumann: Ischi von König, Monographie mit 28 Bildern, S. 6.

[5] Tilla Grabbe: Reise durchs rote Rußland. Von Peking nach Berlin im Sibirienexpreß, vgl. Die Gartenlaube, 1936, Nr. 44, S.1031-1032.

[6] Vermutlich A. Wollschläger, Pastor 1932-1936 in Peking, reiste im Juli 1936 zurück.

[7] Zitiert nach dem Titel des Bestsellers von Richard Katz „Funkelnder Ferner Osten!" (1931).

o.R." (ohne Rahmen) erzielten je 300 Reichsmark – schon damals eine stattliche Summe. Zwei weitere Ölbilder mit Portraits „Nr. 89 Frau Hsu-Pai-Hung" und „Nr. 90 Lily Hsu-Pai-Hung" kosteten 200 RM – beide sind heute verschollen.
Die Hannoversche Allgemeine Zeitung vom 6. November 1937 schrieb zur Eröffnung: „Sehr reizvoll und aktuell zugleich ist der Saal, der einen Teil der Ausbeute an Gemälden und Aquarellskizzen enthält, die Ischi von König von einer Reise durch China heimbrachte."
Das einzig erhaltene Bild ist das Brustportrait vom Maler Xu Beihong im Lebensalter von vierzig Jahren. Es zeigt uns einen sensibel und jugendlich wirkenden Menschen. Er trägt ein schlichtes dunkelfarbiges Gewand mit hohem Kragen. In der Brusttasche steckt ein Füllfederhalter, was vermuten läßt, daß er sich im Bereich seiner Hochschule in Nanking, seinem Arbeitsplatz, befand, als Ischi ihn portraitierte. Das Bild (68 x 58 cm) ist vorderseitig mit „Ischi v. König 1936" signiert und trägt auf der Rückseite des Rahmens in Sütterlin-Schrift den handschriftlichen Vermerk „Der Maler Hsu-Pei-Hung, Nanking" sowie „Ischi v. König 1935".

Abschließende Bemerkung
Bei der Recherche 2014 nach der Korrespondenz zwischen Ischi von König und Xu Beihong im Nachlaß des Malers in Peking ergab ein Gespräch mit Xu Qingping, dem zweiten Sohn des Malers und Stellv. Direktor des Xu Beihong-Museums, daß die privaten Archivalien Xu Beihongs derzeit unzugänglich eingelagert sind. Das Museum in Peking im ehemaligen Wohnsitz des Malers mußte teilweise einem Erweiterungsbau weichen, der 2016 noch nicht fertiggestellt war. Die Wiedereinrichtung des Museums mit seinen Beständen soll noch einige Zeit in Anspruch nehmen.
Die privaten Korrespondenzen der Malerin Ischi von König, in Wohnung und Atelier, sind bei einem Bombenangriff 1944 in Hannover vollständig verlorengegangen. Berichte und Details von ihrer Chinareise und dem Austausch mit Xu Beihong stammen u.a. von Verwandten der Malerin.

Vielleicht, vielleicht
Mein Großvater und die Tragödie der „Van Imhoff"

Katharina Döbler

Quelle: Katharina Döbler:[1] Vielleicht, vielleicht. Ein Missionar in Holländisch-Indien stirbt im Zweiten Weltkrieg [am 19. Januar 1942] zusammen mit 477 *[410]* weiteren Deutschen bei einem Gefangenentransport per Schiff. Seine Enkelin erforschte den ungeklärten Fall.[2]
Aus: mare. Die Zeitschrift der Meere. No. 118, Oktober/November 2016, S. 30-33 (www.mare.de).
StuDeO dankt der mare-Redaktion, Hamburg, herzlich für die Nachdruckgenehmigung.

In den 1930er-Jahren war Hollandia in Niederländisch-Neuguinea, das heutige Jayapura, eine Ansammlung von Bambushütten, gedeckt mit Palmgras. Aber immerhin gab es ein gepflastertes Stück Straße, eine Kirche, eine Schule, ein Krankenhaus, ein Gefängnis und einen Laden. Die holländische Kolonialmacht in Gestalt des „gezaghebbers" und seiner malaiischen Beamten verfügte über ein Steinhaus, im Lauf der Jahre wurden es ein paar mehr. Der Hafen dieses Außenpostens von Niederländisch-Indien war so flach, daß der Frachter der Königlichen Paketfahrtgesellschaft, der einmal im Monat mit Post und Waren aus Makassar kam, in der Humboldtbai ankern mußte.
Die „Van Imhoff", 2980 Bruttoregistertonnen, bot Platz für je 28 Passagiere der ersten und zweiten Klasse, 1329 Deckspassagiere, 500 Stück Vieh. Alles, was die Provinz Hollandia brauchte und exportierte, ging durch ihren Bauch. Ihre Ankunft war jedes Mal ein Ereignis. Das ganze Städtchen samt Umgebung paddelte, segelte, tuckerte aufs Meer hinaus, den Rudergesang hörte man bis in die Berge. Der Kapitän empfing die Weißen – Beamte, Pflanzer, Händler, Missionare – an Bord, und für Stunden wurde das Schiff zu Postamt, Handelskontor und Bank – und zur Bar, denn der Kapitän ließ europäische Leckereien servieren, vor allem flüssige.
Während die „jongens", papuanische und ambonesische Arbeiter, Kisten, Säcke und Pakete verluden, besprach man in der Messe neueste Gerüchte und Nachrichten, zählte Geld, hakte Listen ab, unterschrieb Papiere. Verladen wurden Kakao, Kokos und, trotz des Verbots, Paradiesvogelbälge. Ent-

[1] Die Autorin lebt in Berlin und schreibt u.a. für „Le Monde diplomatique", „Die Zeit" und für den Rundfunk. 2010 erschien ihr Roman „Die Stille nach dem Gesang".
[2] Die Anmerkungen in den Fußnoten sind von der StuDeO-Redaktion.

laden wurden Papier und Tuche, Sämereien, Chemikalien und Medikamente, Salz und Tabak, Waffen, Munition und Nähnadeln, Beile, Messer, Schulhefte – und einmal auch ein Harmonium für einen Missionar namens Georg Schneider, der eine Tagesreise entfernt mit seiner Familie im Dschungel lebte, am Sentanisee.

Er war gläubig und abenteuerlustig, er beherrschte mehrere Papuasprachen, sang und jagte gerne und hielt Hitler für einen großen Mann, der dem armen, gedemütigten Deutschland seinen Stolz zurückgeben würde. Seine Frau war da anderer Meinung. Aber beide waren von ihrem göttlichen Auftrag erfüllt: den Papua das Evangelium und die Grundlagen europäischer Zivilisation nahezubringen. Und so predigte er, mit Pferd, Gewehr und Bibel unterwegs von einem Dschungeldorf zum anderen, den Frieden Gottes, „welcher höher ist denn alle Vernunft". Daran glaubte er. Er war mein Großvater.

Missionar Georg Schneider bei einer Taufe in Hollandia. Unten die Missionskirche am Sentanisee.

Er starb am 19. Januar 1942 im Pazifischen Ozean vor der Küste Sumatras, 58 Seemeilen entfernt von der Insel Nias, auf 0,10 Grad südlicher Breite und 97,10 Grad östlicher Länge. Vermutlich, niemand weiß es genau. Sicher ist, daß an dieser Stelle die „Van Imhoff", auf der er viele Jahre lang jeden Monat Gast und Kunde gewesen war, gegen sechs Uhr abends sank, gerade als die Sonne unterging.

Ob mein Großvater zu diesem Zeitpunkt noch an Bord war, werden wir nie erfahren. Vielleicht war er unter denen, die von Bord sprangen und sich schwimmend zu retten versuchten, sich an einem improvisierten Floß festhielten. Möglich ist, daß er sich überhaupt nicht zu retten versuchte. Vielleicht hat er einfach auf den Tod gewartet oder auf die Rettung in letzter Minute, im Vertrauen auf seinen Gott. Vielleicht hat ein ganzer Kreis Gläubiger zusammengesessen und gebetet, während sich die „Van Imhoff" mit Wasser füllte. Vielleicht haben sie auch das Deutschlandlied gesungen. Sie waren deutsche Zivilgefangene der Holländer, auf dem Weg von Sumatra nach Ceylon, Britisch-Indien.

Die Nachricht vom Beginn des Zweiten Weltkriegs erreichte meine Großeltern über die neue Funkstation von Hollandia. Damals gab es in der kleinen Kolonie nicht wenige, die mit den Deutschen sympathisierten. Das Mutterland war neutral, aber hier betrachteten viele seit je die Briten als unliebsame Konkurrenz.

An einem der nächsten Schiffstage nahm mein Großvater ein Radio und einen Generator in Empfang. Von da an hörte er auf Kurzwelle die neuesten Nachrichten aus Berlin, manchmal auch den HJ-Chor mit „neuen Volksliedern, die wir nicht kennen", wie er an seine Kinder schrieb, die in Deutschland zur Schule gingen.

Zunächst ging das Leben am Sentanisee weiter wie bisher. Die „Van Imhoff" kam regelmäßig, die Holländer und die wenigen Deutschen arbeiteten, aßen und beteten zusammen. Bis zum 10. Mai 1940, als Batavia an die Funkstationen Niederländisch-Indiens den Code für den Ernstfall durchgab: „Berlijn". Deutschland hatte die Niederlande überfallen, nun herrschte Krieg. Alle Deutschen in der Kolonie waren sofort zu internieren. Die Namenslisten waren lange vorbereitet; darauf standen auch Einheimische mit deutschen Vätern, Holländer deutscher Herkunft und solche, die der nationalsozialistischen Partei NSB angehörten.

Meinen Großvater holten malaiische Soldaten in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai. Im Morgengrauen führten sie ihn nach Hollandia, wo er noch einige Tage blieb, bis die „Van Imhoff" einlief. Am Tag der Abreise durfte er sich von der Familie verabschieden. Die Papua, erzählt seine jüngste Tochter, trauten ihren Augen nicht, als die Weißen plötzlich Weiße verschleppten, und verlangten ihren Missionar zurück. Sie waren die Einzigen, die noch an Gottes Frieden glaubten. Wie sich der Kapitän und sein Gefangener an Bord begegnet sind, ob sie gesprochen, irgend etwas erklärt haben, wis-

sen wir nicht. Es gab eigentlich nichts zu erklären. Rotterdam war zerstört, Holland besetzt. Die Deutschen flößten jetzt allen Angst und Schrecken ein.
[Alle Gefangenen] landeten über verschiedene Inseln im „Centraal Kamp" Alas Vallei in Aceh, Nordsumatra: 2396 Männer zwischen 17 *[richtig: 16]* und 78 Jahren, darunter 137 Staatenlose. Meine Großmutter und ihre neunjährige Tochter wurden später ebenfalls auf die „Van Imhoff" gebracht und kamen in ein Gefängnis in Makassar. Am Ende landeten sie in China, aber das ist eine andere Geschichte.[3]
Alas Vallei lag, umgeben mit Stacheldraht, in einer Senke. Auf vier Wachtürmen waren MGs postiert. Um ein gutes Schußfeld zu haben, hatte die Lagerleitung alle Bäume fällen lassen. Es war heiß, sauberes Trinkwasser gab es nicht. Mein Großvater berichtete auf einer der Karten, die er jeden Monat schreiben durfte, es gebe einen Chor, und es werde bald ein Kammerorchester geben, „sobald das selbst gebaute Cello fertig ist". Er schrieb auch, worüber er an Sonntagen predigte, aber das war meist von der Zensur geschwärzt. Und daß er Englisch und Italienisch lernte.

Die „Van Imhoff" auf Reede – versenkt am 19. Januar 1942

Die Lagerverwaltung trennte die verschiedenen Fraktionen nach Möglichkeit. Die lautesten Nazis saßen in Block A, Juden und „Unpolitische" möglichst weit entfernt. Diese Aufteilung sollte später über Leben und Tod entscheiden.

Am 7. Dezember 1941 bombardierten die Japaner Pearl Harbor, der Weltkrieg erreichte den Pazifik. In wenigen Wochen wurden Dutzende amerikanischer, holländischer und britischer Schiffe versenkt. Die Holländer auf Sumatra rechneten jeden Tag mit der japanischen Invasion. Die Deutschen, denen, wären sie einmal befreit, das Schlimmste zuzutrauen war, mußten schleunigst weggebracht werden, und zwar die gefährlichsten zuerst.
Noch im Dezember wurde das Lager geräumt, die ersten 2.500 Insassen weggebracht und in zwei Transporten nach Britisch-Indien verschifft. Am Neujahrstag 1942 war nur noch der „harmlose" Block E übrig, Buchstabe L bis Z: 500 Alte, Missionare, Juden, Unpolitische. Es heißt, auch acht „Verrückte" seien dabei gewesen. Zu ihnen gehörte der Künstler Walter Spies aus Bali, ein Liebling des internationalen Jetsets und Freund von Charlie Chaplin. Und mein frommer Großvater.

Man fuhr sie zum Hafen Sibolga an der Westküste, auf rundum mit Stacheldraht gesicherten Lastwagen. Dort dauerte es noch zwei Wochen, bis das britisch-holländisch-amerikanisch-australische Marineoberkommando ein Schiff fand, mit dem man die letzten Feinde außer Landes bringen konnte.[4] Währenddessen wurde die Lage immer gefährlicher, Bombenangriffe waren nun an der Tagesordnung, U-Boote versenkten fast täglich Kauffahrer wie Kriegsschiffe. Schließlich wurde ein Frachter gefunden, der 1000 Tonnen Zucker für Britisch-Indien geladen hatte, und von Padang nach Sibolga beordert, um noch „Deckspassagiere" aufzunehmen. Es war die „Van Imhoff". Sie unterstand, wie nun alle Schiffe der Paketfahrtgesellschaft, dem Marinekommando.
Vielleicht meinte mein Großvater, es sei ein gutes Zeichen, als er die vertraute Silhouette des alten Postschiffs von Hollandia erkannte. Als Kapitän Hoeksema erfuhr, um welche Art Passagiere es sich handelte, versuchte er alles, um den Transport zu verhindern. Er wies darauf hin, daß die Rettungsboote nicht ausreichten, daß die „Van Imhoff" langsam und unbewaffnet war, daß die Fahrt mitten durch die Gefahrenzone ging, und das alles mit Hunderten gefährlicher Deutscher an Bord. Das Mindeste sei Geleitschutz. Vergebens. Er bekam 62 Soldaten als Bewacher für die Gefangenen zugeteilt. Und mehrere Tonnen Stacheldraht. In Windeseile wurde nun die Deckenhöhe in den Laderäumen mittschiffs halbiert, sodaß die Gefangenen in flachen Käfigen zu liegen kamen. Weil der Platz nicht reichte, baute man an Deck noch einen

[3] Henriette Schneider und ihre jüngste Tochter Mathilde lebten von 1941 bis 1946 als Flüchtlinge in Tsingtau. Mathilde Schretzenmayr ist StuDeO-Mitglied.

[4] Die Verzögerung der Abfahrt des dritten Gefangenentransportes entstand laut Hörensagen durch Dazwischenschieben eines mit Holländern beladenen Schiffes, die zu ihrer Rettung vor den Japanern nach Australien gebracht werden sollten. Die Niederländer hatten den Japanern jedoch vorher nur drei Transporte mit deutschen Zivilgefangenen gemeldet. Als viertes Schiff war die Van Imhoff den Luftangriffen schutzlos preisgegeben.

weiteren Käfig. Am 16. Januar wurden die Männer verladen.
Das voll beladene Schiff lief im Dunkeln aus, unbeleuchtet, und wartete dicht an der Küste auf den Befehl mit dem Bestimmungsort. Als der bis zum Morgen nicht kam, kehrte es in den Hafen zurück. Inzwischen bombardierten die Japaner bereits Singapur. Die Straße von Malakka war nicht mehr passierbar. Das Durcheinander muß groß gewesen sein. Das Marinekommando hatte den Gefangenentransport weder den Japanern noch dem Roten Kreuz angekündigt. Auf Anfrage des deutschen Arztes Grzywa (der als Sanitätsoffizier in Hollands Kolonialarmee gedient hatte) hieß es, man habe nun keine Zeit für Menschlichkeit. Am Nachmittag des 18. Januar nahm die „Van Imhoff" endlich Kurs nach Westen. Unter Deck, bei den zusammengepferchten Menschen, herrschte mörderische Hitze und bestialischer Gestank. Die Stimmung in der Besatzung war angespannt; zwischen Kapitän und Steuermann soll es immer wieder Streit gegeben haben.

Am Morgen des 19. Januar [1942] aber war die See ruhig und die Menschen an Bord, den Umständen entsprechend, auch. Als in der Ferne das Flugzeug auftauchte, schwadronierte einer im Käfig von den Vorzügen samoanischer Frauen. Die erste Bombe fiel um halb elf Uhr. In den Quellen gehen die Zeitangaben auseinander, da sie sich auf unterschiedliche Zeitzonen beziehen. Einig sind sich alle Zeugen, daß die Wachsoldaten panisch in die Luft schossen. Das Flugzeug flog mehrmals an und warf seine Bomben, fünf bis sieben, hieß es im Bericht des Kapitäns. Ein japanisches Kampfflugzeug dieses Typs hatte nur vier an Bord. Ein Offizier ballerte mit seiner Pistole wild in den Himmel, von unten feuerten sie blind durch die Luken. Es war die dritte Bombe, die unmittelbar neben der „Van Imhoff" detonierte. Durch das Schiff ging eine heftige Erschütterung, der Kompaß sprang aus dem Gehäuse, Wasser ging über die Brücke. In den Käfigen erhob sich Angstgeschrei.
Schnell war klar, daß durch ein Leck im Maschinenraum Wasser eindrang. Um 12.30 Uhr empfing der Flughafen Medan das SOS der „Van Imhoff". Die Gefangenen wurden beruhigt, Hilfe sei unterwegs. Kapitän Hoeksema versicherte, er werde „der Letzte sein, der im Notfall mit euch von Bord geht". So bezeugte es später der Deutsche E. L. Fischer.
Gegen 13 Uhr erging Befehl, Rettungsboote und Barkasse klarzumachen, das Schiff könne in einer Viertelstunde kentern. Es sollte auf keinen Fall dem Feind in die Hände fallen, deshalb wurde die Pumpanlage zerstört. Man weiß nicht, wie lange das havarierte Schiff mit funktionierenden Pumpen ausgehalten hätte. Vielleicht mehrere Tage. Vielleicht hätte mein Großvater überlebt. Vielleicht, vielleicht.

Es ist anzunehmen, daß Kapitän Hoeksema auf Anweisung gehandelt hat, auch, als er die Rettungsflöße über Bord werfen und davonschwimmen ließ. Und als er die Besatzung in die Boote schickte, ungeordnet und planlos, danach die Soldaten, die bis zuletzt die Gefangenen, die bereits anfingen, den Stacheldraht mit bloßen Händen aufzubiegen, in Schach halten mußten. Die letzten Bewacher unter Deck wurden im Chaos vergessen. Erst als sie an Deck rannten und in die Luft schossen, drehte ein Boot um und nahm sie auf.
Später erklärten mehrere Holländer, sie seien die Letzten bei den Gefangenen an Bord gewesen; auch der Kapitän hat das im Ermittlungsverfahren 1956 von sich behauptet. Später konnte er sich jedoch an nichts mehr erinnern. Ein Bewacher jedenfalls warf den Gefangenen noch die Schlüssel für ihre Käfige zu, die schnellsten sprangen ins Wasser und schwammen den Rettungsbooten hinterher. Die Soldaten eröffneten das Feuer [auf die Schwimmenden]. Ein deutscher Matrose namens Walkowiak wurde in die Hand getroffen, aber dann doch ins Boot gezogen. Er wurde als einziger der 478 Deutschen mitgenommen.
An Bord der „Van Imhoff" herrschte keine Panik, es sollte ja bald Hilfe kommen. Einige sprangen mit Schwimmwesten ins Wasser, andere machten ein kleines Landungsboot klar, das sie auf Deck fanden. Der Missionar Weiler berichtete,[5] er habe erst einmal ein paar Fläschchen Limonade getrunken, alle seien sehr durstig gewesen. In den Vorratsräumen fanden sie lang entbehrtes Essen und Alkohol. Manche durchsuchten zurückgelassenes Gepäck nach Wertgegenständen. Ein Flugboot kreiste kurz über der „Van Imhoff", wasserte aber nicht, wegen, wie es in späteren Berichten hieß, unruhiger See. In keinem Bericht der Überlebenden ist von unruhiger See die Rede.
Die ganze Zeit bemühte sich eine Gruppe von Seeleuten [unter den Gefangenen], das einzig übrige Rettungsboot, das festgerostet war, freizubekommen.[6] In diesem Boot sollten sich schließlich 53 Menschen auf die Insel Nias retten, dazu noch 14, die in das kleine Landungsboot paßten. Wie viele auf improvisierten Flößen Platz gefunden haben, weiß man nicht, sie kamen alle um. Vielleicht war mein Großvater dabei.

[5] Gottlob Weiler, vgl. StuDeO-Archiv *1214.
[6] Vgl. Albert Vehring, Schiffsingenieur, in StuDeO-Archiv 2493 (StuDeO-INFO April 2012, S. 17-21)

Es wäre möglich, daß er noch von fern gesehen hat, wie die „Van Imhoff" im Abendlicht mit dem Bug voran im Meer verschwand. Es wäre möglich, daß er auch am Morgen des 20. Januar dabei war, als den Schiffbrüchigen aus einem holländischen Flugzeug zugewunken wurde. Und als sich kurz danach der Frachter „Boelongan" auf 100 Meter näherte und sie anrief: „Sind Holländer unter euch?" Er könnte noch miterlebt haben, wie der jüdische Fabrikant Schönmann auf die „Boelongan" zuschwamm und wie sie abdrehte, Hilferufe und Bitten um Wasser ignorierend. Schönmann ertrank.
Es hat viele Jahre gedauert, bis bekannt wurde, nach welcher Anweisung Kapitän Berveling von der „Boelongan" gehandelt hatte: „Erst die Mannschaft des Dampfschiffs ‚Van Imhoff' aufnehmen ... danach, auf Anweisung des militärischen Kommandanten, vertrauenswürdige Elemente unter den deutschen Internierten an Bord nehmen. Den übrigen Deutschen das Anlegen verwehren."
Im Jahr 1956 wurde in Holland im Fall „Van Imhoff" ermittelt, aber kein Verfahren eröffnet. 1966, nach Veröffentlichungen in deutschen Zeitungen *[z.B. in Welt am Sonntag Nr. 34-39, 1963 (StuDeO-Archiv *0483)]* war die Angelegenheit Gegenstand einer Anfrage im holländischen Parlament, aber die Regierung sah keinen Anlaß für neue Untersuchungen. Eine Dokumentation des linken TV-Senders Vara wurde kurz vor ihrer Ausstrahlung abgesetzt. Von dem Film ist keine Kopie mehr zu bekommen.
Erst 1983 *[1967]* erschien eine umfassende Dokumentation, zusammengetragen und kommentiert von dem früheren Kolonialbeamten van Heekeren, einer von jenen, die am 10. Mai 1940 den Funkcode „Berlijn" empfangen und gehandelt hatten *[C. van Heekeren: Batavia seint: Berlijn. Den Haag 1967 (StuDeO-Bibl. 1464)]*.
In meiner Familie kursieren Briefe, beglaubigte Aussagen, kopierte Erzählungen, Artikel und Broschüren. Aus alldem ist nicht zu erfahren, wie die letzten Stunden – oder Tage – meines Großvaters gewesen sind. Aber es ist gut zu wissen, unter welchen Umständen es geschehen ist. Wie die Weltgeschichte über all diese kleinen Leben hinwegging.

Hinweis der Redaktion: Der z.Zt. in Holland produzierte TV-Film über die „Van Imhoff" wird im Herbst 2017 ausgestrahlt.

Meine Familie auf Java
2. Teil (Schluß): Sarangan-Gemeinschaft 1943 bis 1948, Ausreise 1949

Hans Gruneck

Quellen: Hans Gruneck: Indonesien-Erinnerungen, 13 S. (2009, StuDeO-Archiv *2132); Hans und Ursula Gruneck geb. Schmid: Schmid-Gruneck. Biographie Teil 1, 416 S. (2011, StuDeO-Archiv *2239).

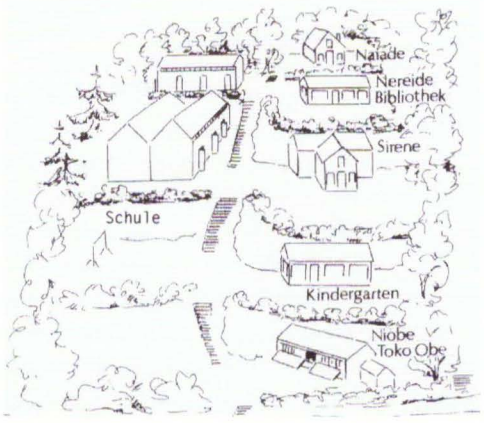
Nach dem Überraschungsangriff auf die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 setzte Japan seinen Eroberungszug im südostasiatischen Raum fort. Schon im Januar griffen die Japaner das damalige Niederländisch-Indien an. Das Inselreich kapitulierte im März 1942 und blieb bis Kriegsende im Sommer 1945 in japanischer Hand, mit teils harten Folgen für die holländische Bevölkerung. Nicht so für die Deutschen, weil das Deutsche Reich durch den „Antikominternpakt" vom November 1936 mit Japan verbunden war.

Befreiung durch die Japaner, Sukabumi
Im Morgengrauen eines Maitages 1942 erschienen im Lager Tjibadak/Java japanische Soldaten auf kleinen Fahrrädern (was sehr spaßig aussah), um die internierten deutschen Frauen und Kinder zu befreien. Meine Mutter Erna und ich, damals zehn Jahre alt, wurden auf einem Lastwagen nach Sukabumi transportiert, zusammen mit Hedwig Braun und ihrem 13jährigen Sohn Martin – der ältere, Arthur, war, kaum sechzehn geworden, aus dem Frauenlager ins Männerlager gebracht worden. Man quartierte uns in ein leerstehendes Haus am Stadtrand ein, dessen holländische Bewohner zuvor durch die Japaner enteignet und interniert worden waren. Nach einigen Wochen setzte Frau Braun, eine Lehrerin, dem lockeren Treiben von uns Kindern ein Ende, indem sie uns in Deutsch und Englisch unterrichtete. In unserer Nähe wohnte der gleichaltrige Hans-Günther Bode mit seiner Mutter. Hier begann unsere lebenslange Freundschaft.

Deutsche Schule in Sarangan
Ab August 1942 bemühte sich die für uns zuständige Deutsche Botschaft in Tokyo zusammen mit den japanischen Besatzern um eine Lösung, wie alle deutschsprachigen Kinder wieder zu einem

geregelten Schulunterricht kommen könnten. Man beschloß, in Sarangan, einem beliebten Urlaubsort in 1.287 m Höhe am Fuße des Vulkans Lawu in Ostjava, ein Schulzentrum einzurichten. Die Mütter sollten zurückbleiben, ein Ansinnen, das sie empört zurückwiesen. Die Frauen wollten nach den Männern nicht auch noch die Kinder verlieren. Die Behörden gaben nach und so entstand unsere einmalige Sarangan-Gemeinschaft, eine Art Schutzgemeinschaft, die die Interessen von vielen gemeinsam vertreten konnte. „Wir waren eine Gemeinschaft von immerhin 350 Personen, davon etwa 180 Schüler und Schülerinnen. *[...]* Sarangan, eine Oase des Friedens inmitten eines erbarmungslosen Krieges!“[1]

Am 12. April 1943 trafen wir uns mit unseren wenigen Habseligkeiten mit anderen Deutschen am Bahnhof Sukabumi, in Bogor stiegen weitere zu, ebenfalls in Batavia, wo wir in einen Zug umstiegen, der über Bandung, Jogjakarta und Madiun bis nach Surabaja fuhr. Die Strecke war etwa tausend km lang, die Fahrt dauerte einen ganzen Tag und eine Nacht, und durch die drangvolle Enge war an Schlafen nicht zu denken. Am Bahnhof Madiun standen Busse für uns bereit. Da die letzten drei km bis Sarangan sehr steil sind, hieß es dann, Gepäck abladen, um entweder mit den bereit stehenden Pferden oder einem Tandu (Tragestuhl, von vier starken Javanern getragen) die letzte Strecke zu bewältigen.



Zunächst wohnten Erna und ich mit Frau Braun und Martin im Haus „Sirene“ neben der im Aufbau befindlichen Sarangan-Schule. Die Schulmittel und das Mobiliar wurden von der Botschaft bereitgestellt. Da unter den Frauen ausgebildete Lehrerinnen waren, herrschte kein Lehrermangel. Auch einige männliche Lehrer standen zeitweise zur Verfügung, wie die Herren Otto Coerper (Mathematik), August Harzen (Voltigieren und Schießen) und Hupfer (Erdkunde und Sport, er hatte die japanische Nationalriege im Geräteturnen für die Olympischen Spiele 1936 in Berlin trainiert).[2] Frau Lydia Bode übernahm die Schulleitung und unterrichtete in Deutsch, Geschichte, Religion und später Malaiisch.[3] Frau Brulez, eine Belgierin, gab Französisch und Frau Gothein Biologie. Meine Mutter Erna machte sich im Büro nützlich.

Unsere Lehrer 1943 – stehend v.li.: Wegner, Hoyer, Eckert, Peipe, Otto Coerper, Erna Steinhauer, Wolff, Drechsler, Joustra; sitzend: Kuckel, Bode, Hedwig Braun, Wisgrill, Edda Hachgenei
*Quelle: Helmi Raatschen und Hans-Martin Zöllner: Sarangan (StuDeO-Archiv *2157), S. 19*

Die Einteilung der Kinder in die Schulklassen bereitete den Verantwortlichen erhebliche Sorgen. Als Maßstab wurden neben dem Alter vor allem die Deutschkenntnisse herangezogen. Dadurch, daß meine Mutter mit mir fast nur noch holländisch gesprochen hatte, hatte ich natürlich große Defizite in der deutschen Sprache. Hartnäckig hat sich bei mir bis heute unser schöner Sarangan-Dialekt erhalten. Meine „Aufnahmeprüfung“ fiel natürlich katastrophal aus, ich landete nicht in der meinem Alter entsprechenden Klasse, sondern in der nächsttieferen. Ich habe es aber nicht bereut, denn der Teamgeist in meiner Klasse war hervorragend, zum Leidwesen mancher Lehrerinnen und Lehrer. Für den von uns begangenen Unfug müßte man sich heute noch entschuldigen.

Frau Braun, eine der wichtigsten Lehrerinnen in Sarangan und enge Freundin meiner Mutter, mußte mit Martin nach vier Monaten Sarangan verlassen. Der Vertreter der Botschaft duldete ihre Anwesenheit nicht, weil ihr Mann, der auch interniert war, als Jude galt. Frau Braun ist mit ihrem Sohn nach Bandung gezogen, wo sie in einer Privatschule Unterricht erteilte.[4]

---

[1] Vgl. Hanns Hachgenei, StuDeO-INFO Sept. 2006, S. 21-24 (StuDeO-Archiv *1537).

[2] Vermutlich Christian Hupfer, vgl. Eintrag ADO 1939: Lehrer, Keijo Teikoku Daigaku Yoka, Keiji, Korea.

[3] In allen Klassen wurde auch „Nipponunterricht“ erteilt (vgl. undatierter Lehrplan in StuDeO-Archiv *2047).

[4] Hedwig und Martin Braun kamen Anfang 1947 in die „Abschiebehaft“ auf die Insel Onrust und reisten nach

Erna zog unterdessen mit mir in das Hotel Asia, einen großen altmodischen Bau mit einer geschlossenen breiten Glasveranda nach der Talseite zu, ursprünglich ein Gouvernementsgebäude. Hier wohnten auch Frau Edda Hachgenei (sie gab Unterricht in Französisch und Latein), eine gebürtige Mannheimerin, mit Hanns und Mädi, der Arzt Dr. Peter Johannsen mit seiner Familie[5] sowie Frau Erika Gothein aus Heidelberg mit ihren Töchtern Ulla und Brigitte. Im Hotel fanden auch Tanzabende und sonstige Vergnügungen statt.

Pflichten und Freizeitvergnügen

Auf Anordnung der Japaner mußte die Selbstversorgung verstärkt und ein Beitrag zum militärischen Endsieg geleistet werden. Deshalb wurden für uns Jugendliche Arbeitsdienste eingeführt. So mußten wir für unsere Kuh, die irgendwann angeschafft und in einem Stall im Hotel Rosenhof gehalten wurde, regelmäßig Grasfutter beschaffen. Außerdem mußten wir zweimal in jeder Woche Jarak[6]-Bäume pflanzen. Aus den sehr giftigen Kernen der Früchte wollten die Japaner hochwertiges Motorenöl für die Kampfflugzeuge herstellen. Die Mädchen mußten sich in der Küche nützlich machen.

Der Mittelpunkt von Sarangan war der große Kratersee. An ihm traf sich die Jugend fast täglich, um zu schwimmen oder mit einem Eisenkahn, den wir uns hergerichtet hatten, hinaus zu rudern oder mit selbstgebastelten Segeln Segeltörns auf dem See zu veranstalten. In den Schulferien führten die Japaner hin und wieder Filme auf einer großen Leinwand am Ufer des Sees vor, von uns sinnigerweise „Ufa"-Filme genannt. Sie waren für uns abgenabelte Saranganer eine ersehnte Abwechslung. Die Japaner zeigten vornehmlich japanische Kriegsfilme zur Hebung der Moral, gelegentlich auch deutsche Filme, z.B. „Reitet für Deutschland" mit Willy Birgel.

Mehrmals unternahmen wir herrliche Wanderungen auf den 3.300 m hohen Hausberg Gunung *[indon. Berg]* Lawu. Für den Aufstieg rechnete man bis zu sieben Stunden. Wenn man den Sonnenaufgang auf dem Gipfel erleben wollte, traf man sich in einer Vollmondnacht abends um 10 Uhr beim Hotel Hansje. Obwohl einer der höchsten Berge Javas, ist der Lawu wohl derjenige, der am leichtesten zu besteigen ist. Ein guter Weg windet sich in mäßiger Steigung nach oben. Im Volksmund nannte man ihn daher den „Großmutterberg". Zunächst kam man durch hohen und dichten Wald, in den das Mondlicht nicht eindringen konnte. Dann wurde die Vegetation niedriger und das Gelände übersichtlicher. Allmählich erreichte man die Region der Heidelbeersträucher mit ihren grotesken Formen und weiter oben führte der Weg durch eine Mulde, die ganz mit dem javanischen Edelweiß bewachsen war. Hier stand eine kleine Schutzhütte und das Mondlicht glänzte silbern auf den matten Blättern und Blüten des Edelweiß – ein atemberaubender Anblick! Auf der höchsten Stelle der grasbewachsenen Kuppe warteten wir auf den Sonnenaufgang. Es war ein feierlicher Anblick, wenn hinter dem schwarzen gezackten Wilis *[ein erloschener Vulkan]* der Himmel schnell heller wurde und die Sonne sich über das javanische Land ausbreitete. In der Tiefe erglänzten im Osten die Wasserspiegel der Reisfelder und nach Westen hin lag der dreieckige lang ausgezogene spitze Schatten des Lawus über dem Solo'schen Land bis ins Djokja'sche hinein. Die Berge Merapi und Merbabu erschienen uns merkwürdig klein gegenüber dem hohen Lawu. Den berauschenden Augenblick des Sonnenaufgangs haben wir nie vergessen.

Sarangan und Kratersee – vom Berg Lawu überragt
Quelle: Ebd., S. 11

Deutsche Marine in Sarangan, Hans Weirich

Im Frühjahr 1944 kam eines Tages ein Bus mit Angehörigen der deutschen Kriegsmarine nach Sarangan. Wir sahen dies im Zusammenhang mit den immer schlechter werdenden Kriegsnachrichten aus Deutschland, die eher Gerüchte waren, denn wir konnten keine Radiomeldungen empfangen, und es gab keine Zeitungen. Die Marinesoldaten erzählten, daß sie aus La Rochelle/Frankreich kommend in ihren U-Booten drei Monate lang unter Wasser gefahren seien. Im Hafen von Surabaja in Ostjava liefen ständig deutsche U-Boote ein, um Rohstoffe (Kupfer, Nickel, Eisenerz) für die Herstellung von Kriegsmaterial der deutschen Wehrmacht zu laden. Die Soldaten in ihren schicken

Deutschland aus, vgl. StuDeO-INFO Juni 2014, S. 26f und Fußnote 2.

[5] Seine Tochter Elisabeth Stöhr ist StuDeO-Mitglied.

[6] Botanischer Name: Ricinus communis.

Marineuniformen ließen die Mädchenherzen höher schlagen, sie brachten etwas Abwechslung in unser beschauliches Saranganleben. Sie hielten Vorträge über das Leben bei der Marine. Besondere Highlights waren die Tanzabende im Hotel Asia.

Im selben Jahr zogen wir ins Hotel Hansje um. Als Oberbootsmann Hans Weirich (geb. 1921 in Mannheim) und sein Kamerad Hans Lösche eintrafen, änderte sich mein Privatleben. Weirich[7] tat sich mit meiner Mutter zusammen. Wir wohnten bald zusammen in einem Hotel-Appartement. Ich verstand mich mit ihm ganz gut, obwohl mir sein militärisch strenger Ton und sein ständiges „Rumschnüffeln" nicht so behagten. Er half mir bei den Hausaufgaben und konnte mir im Schulfach „Deutsch" einiges beibringen. Weirich war bei den Indonesiern sehr beliebt. Dies nicht zuletzt, weil er sehr sprachbegabt war. Er sprach fließend Englisch und lernte Indonesisch und Holländisch in kurzer Zeit. Später gab er beim indonesischen Militär in Sarangan Funk- und Telegrafie-Unterricht, während Maschinist Lösche sich in der Schule nützlich machte, indem er mit den Kindern z.B. Schlosserarbeiten fertigte.

Hotel Hansje in Sarangan
Quelle: Ebd., S. 29

Die politische Lage 1945 bis 1949

Nach der Kapitulation Japans erklärte Sukarno, der Führer der nationalistischen Bewegung PNI, Indonesien für unabhängig und rief am 17. August 1945 die freie Republik Indonesia aus. Die Niederländer fanden sich nicht damit ab, sondern versuchten, ihre Macht wiederherzustellen. Es kam zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den gegnerischen Parteien und zu diversen vorübergehenden Gebietseroberungen. Unter dem Druck der Weltöffentlichkeit erkannten die Niederlande am 29. Dezember 1949 die Unabhängigkeit Indonesiens schließlich an.

Die Sarangan-Gemeinschaft löst sich auf

Nach der deutschen Kapitulation im Mai 1945 gab es von der deutschen Reichsregierung für Auslandsdeutsche kein Geld mehr. Dies brachte vor allem unsere Mütter in große Bedrängnis, weil sie plötzlich allein für das tägliche Brot der Familie sorgen mußten. Es begann ein lebhafter Tauschhandel mit Schmuck, Wertgegenständen, vor allem mit Kleidung, Bettwäsche und anderen nützlichen Dingen. Das war den Einheimischen sehr willkommen, weil durch die Kriegswirren Knappheit an manchen Waren bestand.

Unsere Gemeinschaft begann sich langsam zu lichten. In Batavia wurden die Deutschen in einem holländischen Camp untergebracht, das sich Chasseecamp nannte. Die Holländer waren bereit, die Ausreise der Deutschen zu finanzieren.

Als die Stimmung der indonesischen Kampong [Dorf]-Bevölkerung zunehmend aggressiver gegenüber allen „Blandas" (Weißhäutigen) wurde, sammelten sich die übriggebliebenen Deutschen in Sarangan immer mehr im Hotel Beau-Site. Durch das Zusammenrücken waren wir besser vor Anfeindungen geschützt. Frau Emmy Coerper erteilte mir Klavierunterricht, was schon immer mein Traum war, bis eine unbedachte Bemerkung einer Mitbewohnerin mir das Spiel für immer verleidete. An meinem Gärtchen, in dem ich Erdnußsträucher, Karotten, Tomaten und Bohnen pflanzte, hatte ich große Freude, auch an den Hasen (die kleinen Häschen nahm ich heimlich ins Bett!), Hühnern, Enten und Meerschweinchen, die ich hielt und für die ich sorgte, so wie meine Freunde Victor Treipl und Otto Coerper jun., die auch ein Gärtchen und Tiere hatten.

Mitte Juni 1948 war auch für Erna und mich die Zeit gekommen, nach über fünf Jahren von Sarangan Abschied zu nehmen. Zusammen mit Hans Weirich und anderen Familien wurden wir nach Jakarta ins Chasseecamp geschafft. Jeder durfte nur einen Koffer mitnehmen. Das primitiv eingerichtete Camp war von einem Stacheldrahtzaun umgeben und wurde von bewaffneten Beamten kontrolliert. Weil man das Camp mit dem Nachweis einer Arbeitsstelle jederzeit verlassen durfte, bewarb ich mich um eine Lehrstelle bei der holländischen Firma Van Hattem, die Elektromotoren produzierte und reparierte. Diese technische Tätigkeit lag mir und wurde sogar auf meine spätere Lehrzeit in Deutschland angerechnet. Mit dem Verdienst konnte ich mir manche Wünsche erfüllen.

[7] Hans Weirich, damals Funker auf dem Hilfskreuzer 10, hatte die Schiffsexplosion am 1. Dezember 1942 im Hafen von Yokohama überlebt, vgl. StudeO-INFO Dez. 2016, S. 28. Daraufhin wurde er der Marinedienststelle Batavia zugeteilt, wo er 1945 die deutsche Kapitulation erlebte. Um nicht den zurückgekehrten Holländern in die Hände zu fallen, setzte er sich nach Sarangan ab.

Wiedersehen mit meinem Vater

Eines Tages zeigte mir mein chinesischer Vorarbeiter einen Zeitungsausschnitt aus der örtlichen Tageszeitung mit der Nachricht: „Dr. Franz Gruneck aus Mekka zurück, eröffnet wieder seine Praxis in Bandung zu den üblichen Zeiten." Der Chinese wunderte sich über „Mekka", aber ich wußte, daß mein Vater bereits vor Jahren zum Islam übergetreten war. Schon am folgenden Wochenende flog ich nach Bandung. Mein Vater, der mich zuletzt als sechsjähriges Kind gesehen hatte, erkannte mich nicht wieder. Aber wir verstanden uns bald bestens. Erna fiel aus allen Wolken, als ich neu eingekleidet zurück ins Camp kam. Von nun an fuhr ich jedes Wochenende nach Bandung, wo ich immer von der ganzen Familie herzlich aufgenommen wurde. Ein Jahr später trennte sich mein Vater überraschend von seiner zweiten Frau Sybille.[8]

Das von ihm gegründete Krankenhaus in Sukabumi gibt es heute noch. Der Name Gruneck ist dort immer noch ein Begriff. Ich besuchte das Krankenhaus mit meiner Frau Uschi und meiner Tochter Regina im Jahre 1993. Wir wurden herzlichst empfangen. Von Sukabumi fuhren wir natürlich weiter nach Sarangan.

Präsident Sukarno mit Frau, Yeti und Franz Gruneck
Quelle: Hans und Ursula Gruneck, S. 274

Ausreise nach Europa

Ernas und meine Abreise nach Rotterdam wurde auf den 1. Oktober 1949 festgesetzt. An Gepäck waren 20 kg pro Person erlaubt. Ich konnte kaum schlafen vor Aufregung. Fiel mir einerseits der Abschied von Indonesien sehr schwer, so wußte ich andererseits auch, daß eine gründliche Berufsausbildung nur in Europa möglich war. Im Hafen Tanjong Priok stand das majestätische Passagierschiff, die 1946 erbaute „Willem Reuß". Die Deutschen wurden auf die 4. Klasse verteilt, wo man sich zu sechst einen Raum teilen mußte. Auf dem Schiff gab es auf den Decks viel Abwechslung. Mit meinen Sarangan-Freunden Hanns Hachgenei, Hans-Günther Bode, Ernst und Erich Moll und anderen spielte ich stundenlang Ringtennis und Federball und besuchte die Schwimmbäder.

Nach drei Wochen Fahrt erreichten wir Rotterdam. Erna hatte nur eine Zuzugsgenehmigung für Aachen erhalten, dem letzten Wohnsitz ihres zweiten Ehemanns Christian Steinhauer, der beim Untergang der Van Imhoff am 19. Januar 1942 sein Leben verloren hatte. Seine Schwestern nahmen uns freundlich auf. Anfang Dezember 1949 schickte uns Hans Weirich aus Mannheim eine Zuzugsgenehmigung. So galt es, wieder die Koffer zu packen und sich in ein neues Abenteuer in Mannheim zu stürzen.

Dankbarkeit

Insbesondere jetzt, wenn „mein persönlicher Indonesien-Film" wieder mit so vielen Details abgespielt wird, kommt in mir ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit auf. Mein Dank gilt an erster Stelle den Organisatoren der Sarangan-Gemeinschaft, insbesondere den Lehrerinnen und Lehrern, die sich alle große Mühe gaben, uns auf unser weiteres Leben vorzubereiten. Sie hatten eine schwierige Aufgabe zu erfüllen, größtenteils ohne Lehrerausbildung und nur mit provisorischen Hilfsmitteln ausgestattet. Viele sorgenvolle Nächte haben sie durchgestanden, um uns Kindern das Beste zu bieten. Dabei haben wir ihnen ihre Arbeit oft nicht leichtgemacht.

Ein weiterer Dank gilt meinen Eltern, die mich beschützt, ernährt und meine Ausbildung gesichert haben, und nicht zuletzt allen Sarangan-Freunden. Diese gelebte Kameradschaft hat unseren Charakter geformt und gefestigt. Die Basis für viele Ideale wie Hilfsbereitschaft, Fairness, Respekt vor anderen, aber auch Ehrgeiz und Ehrgefühl wurde damals gelegt.

[8] Franz Gruneck lernte seine dritte Frau, Yeti Srimaya, eine indonesische Tempeltänzerin, auf der Konferenz von Bandung (Java) im April 1955 kennen, wo sich die Vertreter ehemaliger Kolonien trafen, um die Weltlage zu diskutieren. Als Präsident Sukarno, der die Tagung eröffnet hatte, plötzlich zusammenbrach, wurde mein Vater gerufen. Sukarno war von seiner Heilkunst so begeistert, daß er ihn offiziell zu seinem Leibarzt ernannte. 1957 reiste mein Vater mit Yeti von Indonesien nach Amerika. Er machte einen Zwischenstop in Hamburg. Die Bildzeitung erfuhr von diesem Aufenthalt und brachte die Schlagzeile: Ein Österreicher und eine javanische Tänzerin von Präsident Sukarno. Mein Vater starb im Jahre 1963 nach einer schweren Nierenoperation in Amerika.

Leibniz und seine Faszination von China

Gudrun Kammasch

Gudrun Kammasch: Gottfried Wilhelm Leibniz – Vordenker einer Weltakademie der Wissenschaften. Eine Würdigung zum 370. Geburtstag und 300. Todestag des Universalgelehrten.[1]

Es war Joseph Needham, dem die UNESCO nicht nur das „S", den Einbezug von Science, Wissenschaft schlechthin, verdankt. Needham wurde auch der erste Direktor des Science-Bereichs der UNESCO. In seinem Verständnis von Wissenschaft als gemeinsames, weiter auszugestaltendes Erbe der Menschheit rund um den Globus traf er sich mit Leibniz – interessanterweise aber auch in der gemeinsamen Faszination für China und seine reichen Kultur und Geschichte.

Needham, in zweiter Ehe mit einer chinesischen Wissenschaftlerin verheiratet, faßte ab 1954 sein in mehrjährigem Aufenthalt in China vertieftes Wissen in seinem siebenbändigen Werk "Science and Civilisation in China" zusammen. Er wirft darin auch die seit rund 300 Jahren diskutierte Frage auf, warum sich der meteoritengleiche Aufbruch von Wissenschaft nur im Westen, in der Zeit Galileis, ereignet habe – und dies, obwohl China doch zuvor eine ungleich reichere Anzahl von Erfindungen, Techniken und handwerklichen Künsten aufzuweisen hatte. Diese Frage ist seitdem als "Needham Question" in die Wissenschaftskultur eingegangen.

Rund 300 Jahre vor Needham hatte sich auch Leibniz [1646-1716] bereits mit China und mit dieser Frage befaßt.[2] Noch in die beiden letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges hineingeboren, war Leibniz angesichts des moralischen Verfalls von Europa in dieser Nachkriegszeit berührt und geradezu fasziniert von den Berichten der damaligen jesuitischen Missionstätigkeit in China. Der zeitgenössische Mandschu-Kaiser K'ang Hsi (Kangxi) muß wie ein „Philosophenkönig" erschienen sein: Am Neu-Konfuzianismus orientiert, förderte er ein von Korruption befreites und am Gemeinwohl ausgerichtetes Staatswesen sowie Wissenschaft und Künste. Nicht nur, daß die Jesuiten das Mathematikamt (wozu auch die Astronomie und mit ihr die politisch bedeutsame Bestimmung des Kalenders gehörten) am Hofe vertraten – der Kaiser selbst ließ sich täglich mehrere Stunden in die moderne Mathematik einweisen. 1692 erließ er sogar das Toleranzedikt, das den Christen in China die Ausübung ihrer Religion zusicherte – ein nahezu märchenhaft erscheinendes Vorbild für das zerstrittene Europa.

Beeindruckt von der Richtigkeit und Nützlichkeit dieser „praktischen Philosophie" stellte Leibniz folgerichtig die Frage, ob nicht chinesische Missionare ihrerseits „uns Anwendung und Praxis einer natürlichen Theologie" lehren könnten. Für den wissenschaftlichen Dialog schlug er einen gegenseitigen Austausch von jungen Menschen, aber auch von erfahrenen Vertretern aller Berufsgruppen vor. In gegenseitiger Achtung und getragen von einem tiefen Verständnis beider Kulturen (auf der Basis von jeweils sorgfältigen Studien, insbesondere der Sprache und Schrift) könne der wissenschaftliche Austausch dazu beitragen, den Weltfrieden zu erhalten.

Auch Leibniz kam bei seinen Studien nicht an der Frage vorbei, worin die Ursache für die zurückgebliebene Entwicklung der Wissenschaft in China liege. Er meinte, diese im Fehlen der höheren Mathematik festmachen zu können. In einer „Weltakademie der Wissenschaften" könne zum gegenseitigen Nutzen gemeinsam an einer Weiterentwicklung der Wissenschaft gearbeitet werden. Auch die Geographie hatte Leibniz dabei im Blick: Angesichts der großen Entfernung Europas zu China komme hier Rußland als Brücke eine ganz bedeutende Rolle zu. Leibniz kann hier als ein großartiger Vordenker der Anliegen der UNESCO verstanden werden, sowohl in seinem Verständnis einer Scientia generalis, an der alle Kulturen teilhaben, als auch im Verständnis von kultureller Vielfalt in gegenseitiger Achtung. Sein gesamtes Werk ist vor allem in seinem umfangreichen Briefwechsel mit über tausend Korrespondenten festgehalten: 2008 wurde dieser in das UNESCO Register „Memory of the World" aufgenommen.

---

[1] Erstabdruck in Berlin INFO Nr. 62, Okt. 2016, S. 4f. Informationsdienst des Berliner Komitees für UNESCO-Arbeit e.V. – StuDeO dankt der Autorin herzlich für die Abdruckgenehmigung. Prof. Dr. Gudrun Kammasch ist eine Schwester unseres langjährigen Vorstandsmitglieds Elke Meller.

[2] Gottfried Wilhelm Leibniz: Novissima Sinica. Das neueste von China (1679). Deutsche China-Gesellschaft Köln (1979), StuDeO-Bibl. 0157.

„Ich war immer zufrieden mit dem, was gerade war."

Die Missionarstochter Berta Kleimenhagen geb. Steybe im Gespräch mit Martina Bölck

(Das Gespräch fand am 21./22. Februar 2017 in Stuttgart statt.)

Eine kleine, gepflegte, weißhaarige Dame öffnet mir die Tür. Wache Augen, ein freundliches Lächeln – Berta Kleimenhagen ist mir auf Anhieb sympathisch. Wir gehen erst einmal in ein Café, und noch bevor der Kuchen da ist, kommen wir ins Erzählen und so geht das den ganzen Nachmittag und Abend weiter und auch noch den nächsten Tag, bis ich wieder fahre. Immer wieder blättert sie während des Gesprächs in einigen alten Fotoalben, die sie in den 40er Jahren bei einem Räuberüberfall in China gerettet hat, zeigt mir kleine Schwarz-Weiß-Bilder aus einer anderen Welt – und einer anderen Zeit.

Elternhaus

Vor über hundert Jahren, am 11. November 1916, wird Berta Steybe in Changsha, der Hauptstadt der Provinz Hunan geboren. Die Eltern sind Missionare der Liebenzeller Mission, die 1899 als deutscher Zweig der englischen China-Inland-Mission (CIM) gegründet worden ist. Die CIM hatte der jungen Mission Hunan zugeteilt. Der Vater Karl David Steybe (1883-1977), ein gelernter Kaufmann, hätte eigentlich als einziger Sohn das Geschäft seines Vaters übernehmen sollen. „Aber er sagte, Gott hat ihn gerufen, und sein Vater sagte, da kann ich mich nicht sperren." Nach der Ausbildung in Liebenzell und London reist er 1911 mit der Eisenbahn nach China und besucht zunächst einen halbjährigen Sprachkurs der CIM in Anqing (früher Anking), Provinz Anhui. Dort erlebt er die Revolution und das Ende des Kaiserreichs. „Es wurde nachts geschossen und tags wurde jedem Mann, der sich auf der Straße zeigte, der Zopf abgeschnitten."[1]

In Changsha, dem Zentrum der Liebenzeller Mission, wird der neue Missionar schon dringend erwartet: Er soll wegen seiner kaufmännischen Ausbildung die Verwaltung der Finanzen übernehmen – wohl nicht ganz das, was er sich unter einem Leben als Missionar vorgestellt hat. Statt zu predigen, sitzt er in einem Büro über den Zahlen. „Aber sonntags ritt er oft und gern mit seinem Pferdchen auf eine der Außenstationen, um bei den Gottesdiensten zu helfen."

Die Mutter, Anna Helene Clausen (1885-1967) stammt aus einer kinderreichen Familie aus Tondern im heutigen Dänemark. Sie ist eine sehr gute Schülerin, doch da das Geld knapp ist, muß sie früh zum Unterhalt der Familie beitragen. Als zwei Schwestern an Lungentuberkulose sterben, erwächst in ihr der Wunsch, Missionarin zu werden. „Meine Mutter war sehr, sehr gern in der Ausbildung in Liebenzell. Sie hat das alles in sich aufgesogen." 1913 kommt sie ebenfalls nach Changsha und hilft schon bald in der neuen Frauenschule. „Sie hat furchtbar gern unterrichtet. Sie hatte die Begabung." Eine Heirat paßt nicht in ihre Pläne, zweimal lehnt sie den Heiratsantrag von Missionar Steybe ab, bevor sie schließlich einwilligt.

Da die Heiratsregeln der CIM eine zweijährige Bewährungszeit im Land vorsehen, findet die Hochzeit erst im November 1915 statt. Ein Jahr später kommt Berta zur Welt, es folgen die Töchter Friede (1919), Ruth (1920) und Martha (1921). Johannes, der einzige Sohn, wird 1924 während des ersten Heimaturlaubs geboren.

Die Eltern: Anna und David Steybe

Kindheit

Die Erziehung ist pietistisch-fromm, weltliche Vergnügungen werden abgelehnt. „Das war dieses Enge. Tanzen war Sünde. Mein Vater meinte, du wirst dich doch nicht von einem fremden Mann umarmen lassen." Berta erinnert sich, daß sie mit etwa elf Jahren ein ausgeliehenes Buch nicht zu Ende lesend darf, weil darin Menschen vorkommen, die in großer Not sind und trotzdem nicht zu Gott beten. Dennoch erinnert sie ihre Kindheit positiv. Auf dem Missionsgelände stehen mehrere

[1] Es gehörte zu den ersten Maßnahmen der Revolution vom 10.10.1911, den Männern, oft gegen ihren Willen, den von der Qing-Dynastie aufgezwungenen Zopf abzuschneiden.

Häuser, dort ist das Büro des Vaters und dort wohnen die Missionare mit ihren Familien und unverheiratete Missionarinnen. Die Lehrerinnen der 1908 gegründeten Blindenschule für Mädchen leben mit ihren Zöglingen auf einem anderen Gelände. Oft kommen Gäste, denn Changsha ist die Durchreisestation für alle ein- und ausreisenden Missionare in Hunan. Hier werden die Hochzeiten gefeiert und auch für Arztbesuche muß man von den abgelegenen Außenstationen in die Hauptstadt kommen. „Manche waren so abseits. Wenn da Not am Mann war, dann mußte man Tage reisen. Oder einfach Gott vertrauen." Das Gelände ist von einer Mauer umschlossen, die auch die Grenze für die kindliche Entdeckungslust ist. „Sobald wir auf der Straße erschienen, gab es einen Menschenauflauf, wie wenn ein Elefant durch die Stadt geführt wird oder so. Wir haben immer gesagt, wir sind Zirkustiere." Für die Kinder der Missionare wird eine kleine Schule eingerichtet. „Wenn es viele waren, waren es zwölf oder dreizehn, aber fast jedes in einer anderen Klasse." Nun muß man die Kinder nicht mehr – wie vorher üblich – schon mit fünf oder sechs Jahren nach Deutschland schicken und die Familien auseinanderreißen. „Man hat versucht, die paar Kinder richtig aufwachsen zu lassen wie in einer deutschen Schule, mit Schulranzen und Tafel mit Lappen dran und Schwämmchen. Das mußte sein wie in Deutschland."

Auch sonst lebt man europäisch, man hat Personal, eine Kinderfrau („Die hatte noch gebundene Füße."), einen Koch, eine Frau, die für die Kinder Kleidung nach amerikanischen Magazinen näht. „Damals hat man sich in vielem vor allem der englischen Mentalität angepaßt, das ist mir erst später klargeworden. Man lebte einfach eine Stufe höher als die Einheimischen." Auch das Essen ist europäisch. Gemüse und Salat gibt es im eigenen Garten, westliche Lebensmittel bezieht die Mission zu Großhandelspreisen direkt aus Australien. „Nur Chinesisch essen, das kam überhaupt nicht in Frage. Man dachte, das vertragen die Europäer nicht. Wir haben nur einmal die Woche Chinesisch gegessen. Da haben wir uns immer gefreut."

Im Sommer entfliehen Frauen und Kinder der Hitze und dem schlechten Klima und ziehen für einige Wochen mit dem ganzen Haushalt in die Berge. Dort können die Kinder andere Kinder treffen und sich endlich einmal frei bewegen. Doch Berta bekommt durchaus mit, daß es ein privilegiertes Leben ist, das sie führen. „Das wimmelte ja von Krankheiten. Jeden Sommer, wenn wir vom Berg runterkamen, waren Babys gestorben. Manche hatten furchtbar dicke Beulen und manchmal waren die Augen entzündet und Durchfall und Typhus und alles. Man hat fast ein schlechtes Gewissen gehabt, daß man selber seine Kinder in die Sommerkühle gebracht hat und die chinesischen Kinder sind gestorben."

Die Eltern bleiben auch nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs in China. Die politische Lage ist unruhig. „Die Missionare in China haben eigentlich nie ‚normale' Zeiten erlebt. Als Missionarstochter kannte ich von klein auf Bürgerkriege, Bedrohungen durch Räuber, Überschwemmungen, Hungersnöte und Seuchen", wird Berta später schreiben.[2] Der Vater ist politisch interessiert, er kennt die Namen der politischen Akteure und liest englische und chinesische Tageszeitungen, aber für die Kinder ist die Situation undurchsichtig. „Mal waren die Sieger, dann waren wieder die Sieger. Draußen knallte es und wir saßen im Flur und dachten, da sind wir am sichersten. Also man saß betend und zitternd da."

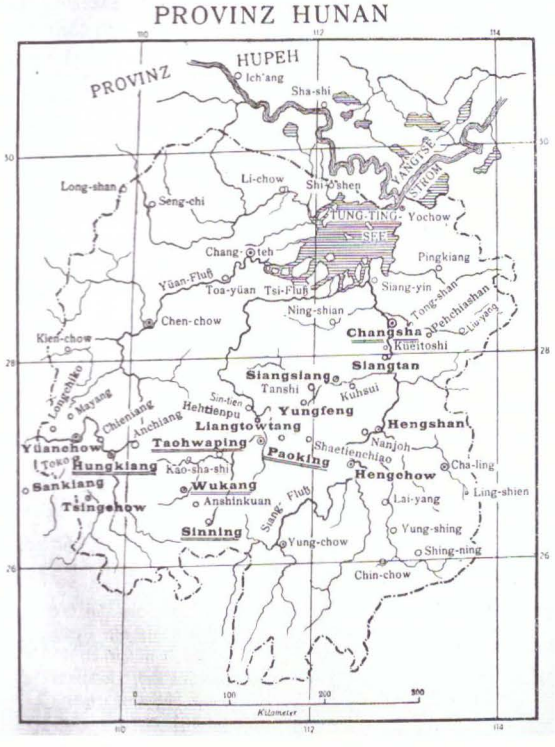
Zwischenspiel in Deutschland

Im Februar 1930 reist die dreizehnjährige Berta als Älteste nach Mühlheim (Baden), um die Schule zu beenden und freut sich „riesig" auf die neue Situation und die anderen Kinder. Sie wohnt im Missionskinderheim. „Wir waren wie eine große Familie, aber es waren auch nur ungefähr zwanzig Kinder. Grohmanns [die Hauseltern] selbst hatten sechs Kinder. Wir waren wie Brüder und Schwestern." Allerdings bekommt auch ihr Deutschlandbild einen ersten Dämpfer. „Also in Deutschland war immer das Himmelreich. Alles, was in China schief ging, da hat man sich getröstet, ach, in Deutschland, da ist das alles anders. Und dann mußte ich mal Schuhe holen. Wir haben unsere Schuhe immer zu einem Schuhmacher gebracht. Und der hat gesagt, dann und dann sind sie fertig. Ich mache den Weg dahin und der sagt: ‚Da bin ich noch nicht zu gekommen.' Also die Enttäuschung! Das ist ja wie in China! Von da ab hatte ich immer auch ein Fragezeichen."

Sie erwartet, die Eltern und Geschwister erst in ein paar Jahren wiederzusehen. Doch im August 1930 wird die Missionsstation verwüstet. Aus Canton kommende kommunistische Soldaten, die Changsha erobert hatten, geben die Stadt dem Mob frei, als klar wird, daß sie sich gegen die Chiang Kai-shek-Truppen und die ausländischen Kanonenboote nicht werden halten können. „Kein Soldat hat mehr seinen Finger gerührt, um etwas zu hüten, und da haben sie die Stadt furchtbar ausgeschlachtet. In dem Haus, in dem wir wohnten, wurden die Bretter vom Boden rausgerissen, die Scheiben, die Türen, die Fenster wurden weggetragen." Da ihre

[2] Berta Kleimenhagen: Missionserlebnisse in China (StuDeO-INFO April 1995, Archiv *0037).

Arbeitsbasis zerstört ist, entschließen sich die Eltern, mit den verbliebenen Kindern nach Deutschland zu gehen. Sie bleiben fast zwei Jahre, der Vater reist herum – wie bei Missionaren auf Heimaturlaub üblich – und hält Vorträge. „Er konnte gut von seinen Erlebnissen in China erzählen. Wenn jemand persönlich ankommt, dann kriegt man viele Spenden." Die Rückfahrt verzögert sich, da die Mutter schwer erkrankt ist und operiert werden muß. Doch schließlich reisen sie wieder ab und lassen ihre Kinder schweren Herzens zurück. Es ist der achte Geburtstag ihres Sohnes. In China ziehen sie sich ganz ins Inland nach Wugang (früher Wukang, siehe Karte) zurück. Der Vater kann jetzt endlich seinen Traum von missionarischer Arbeit in einer „richtigen" chinesischen Stadt mit einer Stadtmauer leben. Die Mutter hält Bibelstunden und unterrichtet Frauenkurse in den Außenstationen. Berta sorgt in Deutschland dafür, daß die Geschwister wöchentlich an die Eltern schreiben und den Kontakt halten. Anders als sie, leidet ihre Schwester Ruth sehr unter der Trennung von den Eltern. „So hat sie gelitten, daß sie dachte, sie stirbt. Da war sie zwölf."



Missionsstationen der Liebenzeller Mission in Hunan
Quelle: Eduard Kühn: Viertausend Li (1925), S. 19

Wieder in China – Kriegszeiten

Nach dem Abitur arbeitet Berta ein halbes Jahr als Haustochter in der Liebenzeller Mission und entschließt sich dann, 1937 – als einzige von ihren Geschwistern – wieder nach China zu den Eltern zu gehen. Kurz nach ihrer Ankunft bricht der Japanisch-Chinesische Krieg aus. Aus den Küstenprovinzen im Osten strömen chinesische Flüchtlinge nach Hunan. „Meine Eltern fühlten sich natürlich sofort zu christlichem Tun gerufen ... Geschickte Flüchtlingsfrauen bekamen Nähmaschinen, Stoffe und Garne, um die vielen Menschen wieder einkleiden zu können. Man stellte Männer an, die täglich morgens und abends mit Wasserbechern und Chininflaschen die Runde durch die Lager machten."[3] Das Geld dafür kommt von einer Hilfsorganisation und von einem chinesischen Christen und Millionär, dem „Ölkönig von Hankow". Aus einer nationalchinesischen Militärschule, die ebenfalls nach Wugang geflüchtet ist, kommen junge Soldaten in die Gottesdienste. „Manche Gottesdienste waren voller Uniformen. Da haben sich viele taufen lassen und alle kriegten dann ein Neues Testament. Viele dachten, das Testament schützt sie." Berta macht sich nützlich. Sie geht mit ihrer Mutter zu Krankenbesuchen und in die Bibelschule. Oft begleitet sie auch den Vater, wenn er auf seinen Landgängen Traktate verteilt.

Als Lehrerin in China

1939 schickt die Liebenzeller Mission ein Telegramm mit der Anfrage, ob sie nicht die Missionarskinder unterrichten möchte. „Das war irgendwie eine Zukunft." Sie sagt zu, obwohl sie nicht als Lehrerin ausgebildet ist. „Ich hatte, was ich vom Leben hatte, sonst nichts." Sie unterrichtet zunächst ein paar Monate die zwei Kinder von Missionsarzt Dr. Herr in Hongjiang (früher: Hungkiang, siehe Karte) und nimmt die beiden dann mit in die neugegründete kleine Schule in Taohuaping (Taohwaping), einem kleinen Ort nicht weit von Wugang. „Wir hatten ein Klettergerüst und einen Sandplatz. Wir haben Ball gespielt und alles. Für die Kinder war es wunderschön. Und keine Bomben und nichts. Wir konnten Ausflüge machen." Die Kinder hängen an der jungen Frau, die ihnen die Eltern ersetzt und nicht so „altzöpfig" ist wie die alten Lehrer. „Die schreiben mir immer noch so rührende und liebevolle Briefe."

1941 fahren Bertas Eltern über Sibirien nach Deutschland und lassen sie unter dem Schutz der Mission zurück. Sie wollen endlich ihre anderen Kinder wiedersehen. Der Sohn, inzwischen 16, lebt noch ein Jahr bei ihnen, dann wird er eingezogen und fällt 1943.

Berta muß 1941 mit den Kindern Taohuaping verlassen. Die Japaner nähern sich und die mit ihnen verbündeten Deutschen sind nicht länger erwünscht. „Die Chinesen haben kommandiert: Wir

[3] Berta Kleimenhagen: Missionserlebnisse in China (StuDeO-INFO April 1995, Archiv *0037).

wollen euch nicht haben. Ihr seid Feinde. Raus mit euch, geht zu euren Japanern." Eine Odyssee beginnt, die sie zunächst über Shaoyang (= Paoking) nach Xinning (Sinning) führt. Auch dorthin folgt ihnen der Krieg.

„Wir wußten, wenn wir weitergehen, kommen wir in ein Räubergebiet." Doch sie haben keine Wahl und machen sich schließlich auf den Weg, zusammen mit vielen chinesischen Flüchtlingen, die hoffen, in der Nähe von Ausländern sicher zu sein. Am Abend sehen sie Bomben über der Stadt. „Wir sind gerade im richtigen Moment noch weggekommen." Doch die Räuber lassen nicht lange auf sich warten. Sie stehlen alles, Wertsachen, warme Kleidung und auch die Vorräte an Stoffen und Seife, die die Missionare als Tausch- und Zahlungsmittel angeschafft haben. Zum Glück haben sie kein Interesse an den Fotoalben und der Schreibmaschine, die Berta als ihre wichtigsten Schätze mitgenommen hat. Über Umwege und mit Hilfe des amerikanischen Militärs gelangt die kleine Gruppe schließlich nach Chongqing (Prov. Sichuan), wo sie bei der CIM unterkommt, die ihnen ihr Sommerquartier in den Bergen zur Verfügung stellt. Die ganze Zeit über versucht Berta mit den verbliebenen Kindern eine Art Schulbetrieb aufrecht zu erhalten. Auf der geretteten Schreibmaschine tippt sie Schulbücher ab, einmal schickt ein amerikanischer Offizier nach seiner Rückkehr aus Amerika Bücher. Vom Kriegsende und der japanischen Kapitulation im August 1945 erfahren die Deutschen auf dem Berg mit ein paar Tagen Verspätung. „Das war eine Freude, ein Taumel in der Stadt. Das war ein Riesenriesenfest."

Die kleine Schule in Taohuaping 1940
Berta Steybe rechts hinten, vor ihr Frl. Grohmann, hinten Stationsmissionar Kamphausen und Frau

Die Missionsgesellschaften sind uneinig, wie es weitergehen soll, ob die Missionare bleiben sollen oder nicht. „Von der Liebenzeller Mission durften alle, die wollten, abfahren. Wir waren alle urlaubsreif. Ich war am kürzesten in China – zwölf Jahre am Stück. Ein Missionar war zwanzig Jahre ohne Heimaturlaub. Das kam einfach durch Krieg und Umstände." Aus Deutschland kommen schlechte Nachrichten, viele planen daher die Ausreise nach Amerika, doch für Berta ist klar, daß sie zu ihrer Familie will. „Ich habe jahrelang gedacht, ich sehe vielleicht nie jemand wieder aus meiner Familie." Zunächst unterrichtet sie noch ein halbes Jahr zwei Kinder bei einer Familie in Guizhou (Nachbarprovinz östlich von Hunan), dann geht sie mit ihnen zurück nach Changsha und baut dort wieder eine kleine Schule auf. Doch im Mai 1949 reist auch sie aus Hunan ab und kommt schließlich im August in Deutschland an.[4]

Das Leben geht weiter

Berta ist jetzt 32 Jahre alt und auf der Suche nach einer neuen Aufgabe. Die Englischkenntnisse, die als Ausländerin in China selbstverständlich waren, kommen ihr zugute. Sie unterrichtet Englisch in Bad Liebenzell, arbeitet als Sekretärin für die Amerikaner, lernt nebenbei englische Stenografie und findet schließlich eine Stelle bei Daimler-Benz. „Nach anderthalb Jahren hatte ich die Nase bis oben voll. Immer dasselbe." Als die ärztliche Mission in Tübingen eine Sekretärin sucht, greift sie sofort zu. Nach sieben Jahren bewirbt sie sich beim Hilfswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg als eine Art Sozialarbeiterin, berät erst Auswanderer, später die sog. Gastarbeiter. Eine kurze Ehe, der sie ihren heutigen Namen verdankt, erweist sich als „Mißgriff". Im Ruhestand kehrt sie wieder nach Stuttgart zurück, wo auch ihre Schwestern leben.

In all den Jahren reist sie viel und sieht sich die ganze Welt an. Sobald es möglich ist, schon 1979, besucht sie zusammen mit ihren Schwestern auch China. Nach über dreißig Jahren findet sie Orte und alte Bekannte wieder und kann sich immer noch im Hunan-Dialekt verständigen, den der Reiseleiter, ein Sinologe, kaum versteht. 1990 unternimmt sie eine Reise mit einigen ihrer früheren Schulkinder, die nun als Erwachsene ihre „Geburts-, Wohn-, Lern- und Fluchtorte" wiedersehen. Einige können sogar ihre alten chinesischen Amahs ausfindig machen und feiern ein rührendes Wiedersehen mit ihnen.

Es ist ein aufregendes, manchmal gefährliches, reiches Leben, von dem mir Berta Kleimenhagen erzählt. Als ich sie zwischendurch frage, was sie sich eigentlich selbst jeweils vorgestellt oder gewünscht hat, zögert sie kurz. „Ach", meint sie dann, „ich war eigentlich immer zufrieden mit dem, was gerade war."

[4] Vgl. Bericht StuDeO-INFO Dez. 2009, S. 30f.

Besprechung der Publikation von Rainer Falkenberg

Luis Weiler. Briefe aus China (1898-1901)

Renate Jährling

Falkenberg, Rainer (Hrsg.): Luis Weiler. Briefe aus China (1898-1901). Reihe: Brief und Tagebuch. Erinnerungen an Asien, Band 2. Kommentare, Literaturverzeichnis, Index, keine Bilder. Talkau: Selbstverlag des Herausgebers 2016, 516 S. — € 22,95 plus Porto. Zu beziehen über Rainer Falkenberg: brief.und.tagebuch@palinurus.de; Homepage: www.palinurus.de.

Der Eisenbahningenieur Louis Weiler (1863-1918) ist – nach mehreren Jahren in Siam[1] – nicht abgeneigt, nach Beendigung seines siamesischen Dienstes am 1. Januar 1898 wieder im Ausland tätig zu sein: „Man hat zweifellos außerhalb der deutschen Grenzpfähle als Ingenieur ein weiteres Wirkungsfeld." (Briefe aus Siam, 19.2.1897). Besonders interessiert er sich für Nordchina wegen des dort „ganz europäischen Klimas und die Nordchinesen sind ein prächtiger Menschenschlag" (Briefe aus Siam, 16.1.1898). Er hat sie auf den siamesischen Baustellen schätzen gelernt. Noch auf der Rückfahrt nach Deutschland bewirbt er sich am 25. Januar 1898 beim Auswärtigen Amt in Berlin für ein neues Eisenbahnprojekt in Nordchina, für die sogenannte Schantung-Eisenbahn.
Es ist gerade zwei Monate her, daß die deutsche Marine das Dorf Qingdao[2] (Tsingtau) an der Jiaozhou (Kiautschou)-Bucht in der Provinz Shandong (Schantung) besetzt hat. Am 6. März 1898 schließt das Deutsche Kaiserreich mit dem kaiserlichen China einen Pachtvertrag auf 99 Jahre ab. Dazu gehört ein Einflußgebiet von 50 km landeinwärts. Im Vertrag enthalten ist die Konzession für zwei Eisenbahnlinien in Shandong, mit einer Gesamtlänge von über 500 km. Weiler wird von Berlin für weitere drei Jahre beurlaubt und tritt Ende Juni 1898 in Neapel die Seereise nach Ostasien an, diesmal in Begleitung seiner frisch angetrauten Frau Elisabeth.

In 142 Briefen an seine Eltern in Wiesbaden beschreibt Luis Weiler fesselnd, kritisch und ungeschminkt die Anfänge der Entwicklung Qingdaos zur Stadt, die Fortschritte des Eisenbahnprojekts und die Hin- und Rückreise. Die Briefe werden in 378 Anmerkungen vom Herausgeber sorgfältig und ausführlich kommentiert.

„Qingdao liegt zunächst noch so ziemlich ausserhalb der Welt." (16. August 1898)
„Die Einfahrt in den Hafen von Qingdao gehört landschaftlich zu den schönsten unserer Reise. *[...]* Das [provisorische] Lazarett mit halbem Dutzend weiß angestrichenen Baracken, die niedrigen Chinesenhäuser, überragt von den Tempelstangen, so präsentiert sich Qingdao dem Neuling." Weiler ist froh, ein Zimmer in einem unfertigen Neubau zu bekommen, klagt aber, daß nur alle acht Tage ein Dampfer, die „Apenrade" der Reederei Firma Jebsen, Post abliefert oder entgegennimmt. Die Briefe aus Deutschland sind über einen Monat unterwegs. „Was nun den ersten Eindruck anbetrifft, *[...]* so fühle ich mich zunächst in ein militärisches Lager versetzt *[...]*. Allenthalben begegnet man Soldaten im leichten weißen Anzug auf den Straßen des dörflichen Qingdao. Das Wohnen und Essen erinnert ja auch an die Manöverzeit." Die Straßen sind vom Regen aufgeweicht und schmutzig, doch schon prangen an den Dorfhäuschen großartige Firmenschilder, wie „Deutsch-Asiatische Bank", „Sietas, Plambeck & Co.", „Schwarzkopf & Co.", „Strandhotel".
Weilers direkter Vorgesetzter, Heinrich Hildebrand (1855-1925), ist seit 1886 als Eisenbahningenieur in China tätig und leitet von 1898 bis 1908 den Bau der Schantung-Eisenbahn. Weiler schätzt zwar Hildebrands Fachkenntnisse, ärgert sich aber immer wieder über dessen Verhalten („unkollegiales und derbes Benehmen", 24. April 1901) und wird seinetwegen den Dreijahresvertrag nicht verlängern.
Während noch über die Konzessionserteilungen verhandelt wird, erkundet Weiler mit Kollegen auf beschwerlichen Reisen ins Hinterland das Gelände, um die Linienführung der Eisenbahn festzulegen. Die Expeditionen führen ihn in die von hohen Mauern umgebene Kreisstadt Jiaozhou, nach Gaomi (Kaumi) und bis in das rund 200 km entfernte Weixian (heute Stadtteil von Weifang).
Die deutsche Kolonialmacht, die auch das Monopol über Grund und Boden besitzt, erschwert die Bautätigkeit in Qingdao, solange, bis eine Verordnung vom 2. September 1898 den Landerwerb regelt. Der ersten Landversteigerung am 3. Oktober

[1] Hinweis auf Band 1 der Reihe: „Luis Weiler. Briefe aus Siam (1892-1898)" im StuDeO-INFO Dez. 2015, S. 44f.
[2] Der Herausgeber benutzt bei der Transkription der chinesischen Orts- und Personennamen die heute gültige Pinyin-Umschrift.

sieht man allgemein mit Ungeduld entgegen. Bei der großen Wohnungsnot fehlen Büroräume, um das auf den Reisen gesammelte Material bequem auf lange Papierrollen zu übertragen. Trotzdem gelingt es Weiler, die 417 km lange Strecke von Qingdao in die Provinzhauptstadt Jinan (Tsinanfu) „auf Grund der Hildebrand'schen Feldbücher" aufzutragen (im Maßstab 1:25.000). Die lange Strecke hatte Hildebrand teils zu Fuß, teils im Tragestuhl zurückgelegt.

Am 11. November 1898 wird mit dem Bau eines Bürogebäudes mit Wohnungen für Hildebrand und einen seiner Mitarbeiter begonnen. Im Brief vom 26. November teilt Weiler mit, daß sich vier Syndikate, „nämlich unseres, ein Hamburger Syndikat, die Shanghaier Firma Carlowitz und die hochadlige Deutsch-Chinesische Handelsgesellschaft" geeinigt haben, den Eisenbahnbau gemeinschaftlich zu betreiben.

Hildebrand überträgt Weiler die Bauleitung für die ersten besonders herausfordernden ca. 60 km der Bahnstrecke ab Qingdao, wovon 35 km auf chinesischem Gebiet liegen. „Dies ist die einzige Strecke *[...]*, welche in Folge des coupierten Terrains eine genaue tachymetrische Aufnahme erfordert. Sonst führt die Bahn durch flaches Land." (22. Dezember 1898)

Quelle oben: Historical View Of Qingdao 1897-1914 (2005): Dorfstraße (S. 12), Eisenbahner-Wohnhäuser (S. 103)

Baustelle des Wohnhauses von Bauing. Josef Karl Henn Quelle: StuDeO-Fotothek 0579

„Bauen wir jetzt ein solides Bürogebäude aus Werkstein und Ziegeln" (13. März 1899)

Das Eisenbahnsyndikat baut die „Eisenbahn-Direktion" (Weiler hat die „spezielle Bauleitung") an der Johann-Albrecht-Straße, die in das „Kaiser-Wilhelm-Ufer" mündet.

Im April 1899 wird dem Ehepaar Weiler ein Söhnchen geboren. August ist das zweite in Qingdao geborene deutsche Kind. Die Patenschaft übernimmt Johann Baptist Anzer, der in Jining (Tsining) residierende Bischof von Süd-Shandong. Die Familie zieht Ende April von Qingdao-Zentrum in eine größere Wohnung in dem Dorf Dabaodao (Ta Pau Tau), in ein Haus, das einer katholischen Mission gehört. Dabaodao wird durch die Shanghaier Firma Snethlage & Co. (Gesellschafter in Tsingtau: Alfred Emil Siemssen)[3] zu einem modernen Ortsteil für die chinesische Bevölkerung ausgebaut.

„Bei der großen Bautätigkeit, die hier herrscht, sind Tausende an chinesischen Kulis nach hier gekommen, für die kein Obdach vorhanden ist. *[...]* Zwischen Dabaodao und Qingdao besteht ein solches armseliges Mattendorf *[...]*. Unter den Leuten hat sich der Typhus eingestellt, der täglich Opfer fordert." Nach Weilers Ansicht entsprechen weder der alte noch der neue Gouverneur – Carl Rosendahl wurde im Februar 1899 durch Kapitän z. See Paul Jaeschke ersetzt – den Anforderungen einer „aufstrebenden jungen Kolonie" (29. April 1899).

Im Brief vom 23. Mai zählt er mehrere im Bau befindliche Regierungs- und Privatgebäude auf, u.a. die Deutsch-Asiatische Bank, das Lazarett (ein Komplex von Gebäuden), das Bauverwaltungsgebäude, zahlreiche Beamtenwohnungen und Firmenhäusern, u.a. das Handelshaus von Ernst Kroebel.[4] „Indessen kann man noch keine Straßen sehen. Die Häuser stehen zerstreut im Felde."

[3] Vgl. Alfred Emil Siemssen: Kolonialpionier. Memoiren aus Fernost. 1857-1946 (2011), StuDeO-Bibl. 3067. 2016 erschien eine chinesischsprachige Ausgabe.

[4] In Anm. 171 und an anderen Stellen verweist der Herausgeber auf StuDeO-Artikel, hier auf Sylvia Bräsel im StuDeO-INFO Dez. 2014, S. 11-15.

„So ganz einfach werden unsere Fundierungen nicht werden." (23. Mai 1899)

„Das Längenprofil bis Cangkou habe ich gleichfalls nach den Höhenkurven bereits aufgetragen. Es sind auf dieser Strecke *[18 km]* eine ganze Reihe größerer Brücken vorhanden (mit) bis zu 40 Meter Spannweite. *[...]* Ich lasse jetzt, um über die Brückenfundierung klar zu werden, an den verschiedenen Brückenbaustellen zwischen Qingdao und Cangkou bohren. Wir sind bisher stets in gewisser Tiefe auf Fels gestoßen, der aber zuweilen ziemlich tief liegt, an einer Stelle über neun Meter und überlagert von einer fünf Meter starken Schlickschicht. So ganz einfach werden unsere Fundierungen demnach nicht werden."

Am 2. Juni 1899 kommt ein Telegramm aus Berlin mit der Anweisung, mit den Bauarbeiten zu beginnen. Berlin hatte die von Hildebrand und Weiler unterschriebenen Lagepläne bereits im Februar zur Prüfung erhalten. Weiler äußert sich mehrmals verärgert über einen „gewissen Gaedertz",[5] der von seinem Schreibtisch in Berlin aus die Lage vor Ort nicht beurteilen könne und trotzdem bestimmen möchte (z.B. 5. Oktober 1899).

Am 14. Juni 1899 wird in Berlin die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft gegründet. Kaiser Wilhelm II legt die offizielle Schreibweise für den Ort fest, nämlich Tsingtau und nicht mehr Tsintau.

Gelegentlich schreibt auch Elisabeth Weiler an ihre Schwiegereltern. „Wir haben wundervolles Wetter und jeden Tag gehen wir zusammen auf die Linie, bald Brücken, Durchlässe, Erdarbeiten oder sonstiges uns anzusehen. *[...]* Es geht wirklich prachtvoll vorwärts und freuen wir uns dann nur so." (19. November 1899) Sie interessiert sich sehr für die Arbeiten. Allein auf den ersten 20 km sind ca. 100 Brücken und Durchlässe zu bauen, Erbauer ist die Firma MAN, Werk Gustavsburg.[6]

Sorgen machen die Wasserqualität und der Wassermangel in Qingdao, dem vor allem die Schuld an den vielen Krankheiten (Typhus und Ruhr) unter den Chinesen und Deutschen gegeben wird. „Es sind schon einige 60 Gräber vorhanden." (7. Januar 1900) In den Wintermonaten verursacht die Kälte auf den Baustellen etliche schlimme Erkältungen, auch Weiler trifft es. Einige Kranke werden zur Erholung nach Japan geschickt.

„Die Nachrichten aus dem Inneren von Shandong sind recht trübe." (15. Februar 1900)

Der Eisenbahnbau stockt immer wieder, weil hunderte chinesische Aufrührer die Ingenieure an diversen Baustellen attackieren und des Nachts Baumaterial stehlen. Die deutsche Seite möchte die Sache möglichst friedlich beilegen, schickt aber zum Schutz Militär an die Baustellen. Als Hildebrands Verhandlungen mit hohen chinesischen Beamten in Jiaozhou und Gaomi nichts erreichen, reist er am 17. Februar mit mehreren Herren nach Jinan, um mit dem Gouverneur Yuan Shikai direkt zu verhandeln. Solange vertritt Weiler ihn.

„Was die Unruhen bei Gaomi anbelangt, so bedaure ich mitteilen zu müssen, daß dieselben den Deutschen zur Last fallen." Weiler begründet dies mit Verletzungen gegenüber dem Pachtvertrag vom 6. März 1898, es fehle einer der Zusatzverträge für das Eisenbahnprojekt. „Man vermutet, daß die chinesischen Behörden das Volk über diese Rechtsverletzungen der Deutschen unterrichtet haben. Daher die Erbitterung der Landbevölkerung." (4. März 1900) Dieser Zusatzvertrag wird dann doch kurz darauf, am 21. März 1900, unterzeichnet. Er regelt u.a. den Erwerb von Eisenbahn-Aktien durch Chinesen (Anm. 224).

Obwohl die Verhandlungen in Jinan erfolgreich sind und die Bauarbeiten Ende März wieder aufgenommen werden, tritt keine Ruhe ein. Zentrum des Aufruhrs ist das Gebiet hinter Gaomi (ca. 100 km entfernt). Die Kölnische Volkszeitung meldet am 7. April 1900: „... besteht der dringende Verdacht, daß die chinesischen Lokalbehörden mit dem aufrührerischen Gesindel sympathisieren." (Anm. 230). Und Weiler meint dazu: „Die fremdenfeindliche Stimmung der Kaiserin *[Kaiserinwitwe Cixi]* im Verein mit der Unlust unserer Gesellschaft, den Chinesen finanziell entgegenzukommen, dürften die Hauptursachen der bedauerlichen Zustände sein." (22. April 1900) Hinzu kommen aber auch Ängste der Bauern, die etwa befürchten, daß ihre Dörfer überflutet werden, wenn durch den Bau eines Eisenbahndamms der Wasserabfluß gestört wird. Die Unruhen dehnen sich immer weiter aus, die sogenannten Boxerunruhen des Sommers 1900 zeichnen sich ab.[7] Weiler benutzt das Wort „Boxer"

---

[5] Obering. Alfred Gaedertz, Kgl. Baurat, damals im Vorstand der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft und späterer Direktor, vgl. seinen Vortrag „Schantung" in der Deutschen Kolonialgesellschaft am 14. April 1902 in Berlin (StuDeO-Archiv *2540).

[6] Brückenbauer ab 1900: Gottfried Borkowetz, vgl. StuDeO-INFO Dez. 2004, S. 12-14.

[7] Die „Gesellschaft vom großen Messer", chin. Dadauhuidi (Boxer), hatte sich im Japanisch-Chinesischen Krieg 1894/1895 gebildet, anfangs zum Schutz gegen die Räuber, „mit denen Schantung so reichlich versehen ist". Bald richteten sie sich gegen das eingedrungene mandschurische Herrscherhaus [Qing-Dynastie] und gegen die Christen [und später gegen die Fremden allgemein]. Quelle: Joseph Kürschner: China. Schilderungen aus Leben und Geschichte, Krieg und Sieg (1901), S. 17 (StuDeO-Bibl. 0919).

zum ersten Mal am 5. September, dann wieder am 18., ohne jemals auf die wochenlange Belagerung des Gesandtschaftsviertels in Peking und seine Befreiung durch internationale Truppen einzugehen.
Berlin drängt am 27. September erneut auf rasche Fertigstellung der Strecke bis Jiaozhou. Als die bewaffneten Überfälle von Chinesen den Weiterbau der Eisenbahn ernstlich stören, wird bei einem Dreiertreffen in Tianjin (Tientsin) zwischen dem neuen deutschen Gesandten, Mumm von Schwarzenstein, dem gerade eingetroffenen Oberbefehlshaber des Ostasiatischen Expeditionskorps Graf Waldersee und dem Gouverneur von Jiaozhou, Paul Jaeschke, am 6. und 7. Oktober 1900 eine „Strafaktion gegen die ländliche Bevölkerung in der deutschen Interessensphäre" beschlossen, die zu blutigen Aktionen gegen Dörfer im Kreis Gaomi führt. (Anm. 256). Zum Schutz des Eisenbahnbaus und der Bauleute werden fortan deutsche Marineinfanteristen an der Strecke stationiert.

„Interessant ist es freilich, eine solch moderne Städtegründung mitzumachen" (13. November 1900)

„Aus den isoliert im Felde stehenden Häusern fangen sich an, Straßen zu bilden. Auch die deutsche Bevölkerung nimmt rasch zu. *[...]* Doch glaube ich, daß die Zivilbevölkerung mit 400 bis 500 Köpfen nicht zu hoch gegriffen ist. Dazu das über 1.000 Mann starke Militär. Die Chinesen mögen sich auf etwa 6.000 beziffern; und vor drei Jahren gab es hier nur Dörfer, von deren Armseligkeit man sich zu Hause schwer einen Begriff machen kann." (13. November 1900) Das Stadtzentrum umschließt zu der Zeit etwa vier Quadratkilometer.
Trotz seines Interesses an der Stadtentwicklung kann Weiler seine Abreise offenbar kaum erwarten. Lange bevor sein Aufenthalt in Qingdao zu Ende geht, macht er Pläne für die Heimreise und denkt über seine berufliche Zukunft nach. Seine Frau wird des Babys wegen mit dem Dampfer reisen, während er den abenteuerlichen Landweg über Sibirien wählt, mit den Hauptstationen Tianjin, Beijing, Port Arthur, per Dampfer nach Wladiwostok, Chabarowsk, Fahrt auf dem Amur über Blagoweschtschensk bis Sretensk und weiter mit der sibirischen Bahn bis Moskau.
Der Dampfer „Bayern" des Norddeutschen Lloyd verläßt Shanghai am 16. März 1901. Weiler, der seine Frau auf einem Küstendampfer bis Shanghai begleitet, nutzt die Gelegenheit, um ihr die geschäftige Großstadt und ihre Umgebung zu zeigen: die Wusong-Bahn (die Hildebrand erbaut hat), die Jesuiten-Niederlassung Zikawei (interessant u.a. wegen der meteorologischen Wetterstation und einem Waisenhaus für Knaben und Mädchen), das französische und das chinesische Wasserwerk, die beide im Bau sind. Die Weilers mieten für die Schiffsreise eine erfahrene sogenannte Reise-Amah, die schon mehrmals in Europa war und gerade mit der „Bayern" aus Genua eingetroffen ist, wo sie die Familie des Sinologen Otto Franke begleitete.

Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft
FAHRKARTE
zur Eröffnung der Eisenbahnstrecke
Tsingtau-Kiautschou,
am 8. April 1901.

Eintreffen des ersten Zuges in Kiautschou/Jiaozhou
Foto-Quelle: Hans Georg Prager: Tsingtau/Qingdao. Deutsches Erbe in China (2012), S. 54

„Morgen findet mit großem Pomp die Betriebseröffnung der Linie Qingdao-Jiaozhou statt." (7. April 1901)

Über die Eröffnung des ersten Streckenabschnitts der Schantung-Eisenbahn am Ostermontag, den 8. April, äußert sich Weiler selbst leider nicht, dafür druckt der Herausgeber im Anhang Artikel der „Deutsch-Asiatischen Warte" nach, einschließlich der Ansprache von Bauinspektor Hildebrand im Bahnhof Jiaozhou (Anm. 287).
Nach der Feier geht der Dienst normal weiter. „Der chinesische Gouverneur Yuan Shikai *[...]* hat alle fremdenfeindlichen Kreisvorsteher ihres Amtes entsetzt und sie durch lenksame Beamte ersetzt. *[...]* Yuan Shikai ist eben Diplomat." (15. Mai 1901)
Weiler tritt wie geplant am 15. Juni seine Heimreise über Sibirien an. „Wenn ich auch Qingdao keine Träne nachgeweint habe, so war ich doch erfüllt von dem Gefühl der Befriedigung, welches eine vollendete Arbeit verleiht." (Astor House Tianjin, 19. Juni 1901) Von unterwegs schreibt er seinen Eltern elf lange Briefe. Anfang September trifft er wohlbehalten bei seiner Familie in Wiesbaden ein.

Buchempfehlungen

Aris, Nancy: Dattans Erbe. Roman, basierend auf historischen Tatsachen. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2016, 314 S., ISBN 978-3-95462-621-2. – € 14,95.

Die Protagonistin Anna Stehr hat es nicht einfach im fernsten Teil Rußlands, weite 12.000 km von zu Hause weg. Sie ist zu Recherchearbeiten nach Wladiwostok geflogen. Die Stadt war bis in die 1990er Jahre eine sog. verbotene bzw. geschlossene Stadt, weil hier ein großer Hafen für die sowjetische Kriegsflotte existierte. Mal eben zu Besuch kommen, das ging gar nicht – früher. Wladiwostok soll übrigens heißen: Beherrsche den Osten! Aber внимание! (russ. Achtung) – dieser Osten wird noch von Mißtrauen gegen Ausländer, von Korruption und Schlamperei beherrscht.

Anna hat den Auftrag, Unterlagen über einen deutschen Großvater, der vor über hundert Jahren dort wirkte, zu suchen und gerät dabei vor Ort immer mal wieder in ziemliche Schwierigkeiten. Glasnost und Perestroika wurden noch nicht wirklich umgesetzt. Sie hat zu kämpfen mit der nach wie vor real existierenden russischen Bürokratie und mit Ljudmilla, dem Archiv-Drachen, russische Mafiosi sind hinter ihr her, sie lernt Hausmeister Wolodja kennen, der große Vorbehalte gegen Deutsche hat, und kommt unversehens Autoschiebern auf die Spur. Die unerschrockene Anna lernt aber auch neue liebenswerte russische Freunde kennen, sie genießt das Klima und das Meer, und am Ende hat sie sogar in Ljudmilla eine neue Freundin gefunden.

Anna ist mindestens genauso stur wie Ljudmilla, die anfänglich unwillige Archivverwalterin, die höchst ungern Unterlagen rausrückt – als seien diese ihr persönliches Eigentum. „Überhaupt, was hat diese fremde Frau hier zu suchen, was schnüffelt die hier rum?“ Bei Elena, einer neuen russischen Freundin, findet Anna endlich einige weiterführende Hinweise, die deren Großmutter gesammelt hat. Diese war nämlich eine langjährige Angestellte bei Adolph Dattan – dem Gesuchten – im Kaufhaus Kunst & Albers.

Der Leser kann schon etwas atemlos werden bei all den Abenteuern, die sich um die Recherche herum ergeben. Adolph Traugott Arthur (von) Dattan (1854-1924), der Kaufhauskönig, aus Naumburg stammend, der sogar die russische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, wurde zu Beginn des Ersten Weltkrieges für Jahre nach Sibirien verbannt und soll dort Tagebuch geführt haben. Das gilt es zu finden. Schließlich findet Anna, was sie so lange gesucht hat, – nicht in Wladiwostok, sondern wo??

Der Roman „Dattans Erbe“ ist ein Doku-Krimi – ein Buch, das man ungern aus der Hand legt, bevor man nicht die letzte Seite gelesen hat. Die Rechercheurin Anna kann übrigens so gut Russisch, daß sie sogar die derbsten und gemeinsten russischen Flüche versteht. Das rettet sie zuweilen.

Im Buch „Passierschein, bitte!“[1] erfährt man von Nancy Aris noch genauer von den tagtäglichen Schwierigkeiten und Verhinderungsbemühungen, denen Menschen in der ehemaligen Sowjetunion ausgesetzt sind. Anna zumindest überwindet am Ende mit Geduld, aber auch Wut im Bauch diese über Jahrzehnte antrainierten sozialistischen Verhaltensweisen ehemaliger gelernter Sowjetbürger.

Sybille Krägel

Deeg, Lothar: Kunst & Albers. Die Kaufhauskönige von Wladiwostok. Aufstieg und Untergang eines deutschen Handelshauses jenseits von Sibirien. Essen: Klartext Verlag 2012, 376 S., ISBN 978-3-8375-0764-5. – € 19,95.

1864 begründeten die gebürtigen Hamburger Gustav Kunst und Gustav Albers ihr Handelshaus in Wladiwostok. Zur damaligen Zeit kaum besiedelt, blühte die Stadt mit dem Bau der Sibirischen Eisenbahn auf, und aus der einfachen Gemischtwarenhandlung wurde ein Handelsimperium mit über 30 Filialen. *[...]* Das Unternehmen war zugleich Bankhaus, Reederei und Versicherungsgesellschaft. Kunst & Albers überstand interne Machtkämpfe und politische Umwälzungen, bis die Lage nach dem Ersten Weltkrieg die beteiligten Kaufmannsfamilien zwang, ihre Geschäfte in Wladiwostok aufzugeben (Verlagstext).

Die Firma wurde von den Sowjets schrittweise enteignet. Die Beschlagnahme des letzten kleinen Bankguthabens am 27. Juni 1931 bedeutete nach 67 Jahren das Ende von Kunst & Albers in Wladiwostok. Es gelang ein Neuanfang in China. In Harbin gab es seit 1898 eine Niederlassung (vgl. StuDeO-INFO Juni 2015 S. 6). Mit der Zeit entstanden Filialen in mehreren Städten. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs kamen die Geschäfte jedoch auch in China zum Erliegen.

Lothar Deegs historische Reportage erschien bereits 1996 unter dem Titel: Kunst & Albers Wladiwostok. Die Geschichte eines deutschen Handelshauses im russischen Fernen Osten 1864-1924.

---

[1] Nancy Aris: Passierschein, bitte! Nachtnotizen aus Wladiwostok [September 2013]. Halle: Mitteldeutscher Verlag, 2014, 159 S., ISBN 978-3-95462-328-0. – € 9,95.

Die Hauptkapitel wurden unverändert in die Neuauflage übernommen, der Anhang erweitert: Zunächst um Kurzbiographien, u.a. von den Firmengründern Gustav Kunst (1836-1905) und Gustav Albers (1838-1911) und von Adolph von Dattan (1854-1924, s.o. „Dattans Erbe"). Einer von dessen Söhnen, Georg von Dattan (1892-1970), wurde nach dem Tod des Vaters Teilhaber. Er lebte bis 1950 in China, dann in Japan und zuletzt in Hamburg. Dr. Alfred Albers (1877-1960), Sohn des Firmengründers, leitete die Firma jahrzehntelang, nach dem Krieg von Hamburg aus. Mit seinem Tod endet die Geschichte eines Handelsimperiums, das im 19. Jahrhundert das Konzept des Warenhauses im Fernen Osten begründet hat.
Die Neuausgabe enthält außerdem Nachdrucke von zwei Vorträgen, gehalten anläßlich eines Dattan-Seminars am 21. September 2004 an der Technischen Universität in Wladiwostok:
„Adolph Wassilewitsch Dattan zum 150. Geburtstag" (von Dietrich Bernecker, einem Enkel von A. von Dattan) und „Adolph Dattan – Mann der Kirche in Wladiwostok" (von Manfred Brockmann, Pastor der Ev.-luth. Pauluskirche zu Wladiwostok).

Renate Jährling

Hartmann, Jupp: Wie ich lernte, das Nutzlose zu lieben. Hamburg: Tredition, 2016, 180 S., ISBN 978-3-7345-3577-2. – € 12,99 (Taschenbuch), € 19,99 (gebunden).
Es handelt sich um die Aufzeichnung der Lebensgeschichte einer vielseitig interessierten, aufgeschlossenen Persönlichkeit, die sich die Freiheit genommen hat, nicht den bei den meisten Menschen üblichen geraden Weg zu gehen, sondern auch unbekannte, verlockend erscheinende Pfade, die sich in der Heimat Deutschland, in Argentinien und in China boten, einzuschlagen und zu erkunden.
Das ist aber nur ein Teil dieses Buchs: Der nach meiner Auffassung bedeutsamere betrifft die aus dem Erlebten mental gezogenen Konsequenzen. Es ist reizvoll, den Gedanken des Autors, der Schilderung seiner persönlichen Entwicklung zu folgen: Eine entscheidende Rolle spielen dabei für ihn die unterschiedlichen Formen von Moral, sozialem Verhalten, gegenseitiger Achtung, naturwissenschaftlichem Denken, Wertung von politischen und wirtschaftlichen Erfolgen und – in unserer heutigen Zeit von besonderem Interesse – Religionen. Dabei gelingt es Jupp Hartmann, mit Kenntnis und scharfem Blick, seine Gedanken und Erkenntnisse mit Zitaten historisch bedeutender Persönlichkeiten nachvollziehbar zu machen. Eine besondere Rolle spielt hierbei der chinesische Philosoph Zhuangzi. Auch wenn mir – jahrgangsbedingt? – manches in etwas anderem Licht erscheinen mag als dem Autor: Es ist mir nicht leichtgefallen, das Buch aus der Hand zu legen.

Siems Siemssen

Köckritz, Angela: Wolkenläufer. Geschichten vom Leben in China. München: Droemer Knaur Verlag, 2015, 304 S., ISBN 978-3-426-27654-9. – € 19,99
Angela Köckritz, vier Jahre China-Korrespondentin der „Zeit", sitzt nach ihrer Ausweisung aus dem Land in einem Berliner Café und denkt an Taubenschwärme über der Hutong *[Gasse]*, in der sie in Peking gewohnt hat und die zum Abriß frei steht. Sie denkt an eine Handvoll Menschen, die sie an den unterschiedlichsten Orten des Landes getroffen und begleitet hat. Und beginnt, über die Begegnungen zu schreiben.
Über Zhang Yide, den Wandersänger, zum Beispiel. Sie sucht ihn in Nanchang auf, der „Stadt der Helden" im Hinterland Chinas, in einem alternativen Live-Club. Der Gitarrist ist ein moderner Wolkenläufer = Yunyou (chinesisch: auf Wolken gehen). Ein Reisender, ein Streuner, der umherschweift, auf der Suche nach dem „Dao" (Tao), zumeist in Clubs, bei Mädchen und gutem Essen. Überall hat er Freunde, Clubbesitzer, Musiker, die ihn bei seinen Auftritten feiern. Studiert hat er Maschinenbau. Kündigte nach dem ersten Job für die Musik. Seine Familie weiß nichts davon. Er soll Geld verdienen, strebt aber nach Selbstverwirklichung. „Ein bißchen berühmt sein, das wäre schön", meint er.
Berühmtsein auf ganz andere Weise, nämlich als Beamter, wollte Zhao Xiyong. Zhao erschwindelte sich seinen Titel, war damit erfolgreich in den verschiedensten Branchen tätig – und kam nach der Aufdeckung ins Gefängnis. Angela Köckritz hat viel über ihn in den Zeitungen gelesen, sie ist fasziniert. Ein perfekter Hochstapler. China, so meint sie, ist das Weltzentrum der Hochstapler und Schwindler und das Land des „fake". Sie möchte Zhao treffen, sucht seinen Anwalt in Xiangtan auf, im „Internationalen Turm zum kaiserlichen Ausblick". Auch er ist ein Hochstapler. Er verspricht, Zhao im Gefängnis um einen Gesprächstermin zu bitten, hält das Versprechen aber nicht. Um die Zeit bis zum endgültigen Bescheid zu überbrücken, reist die Autorin zum nahegelegenen Geburtsort Mao Zedong. Ein Anlaß, um über den großen Führer, die Geschichte der Republik und die Welt der Beamtenschaft zu berichten, ein Universum der Seilschaften und Intrigen.
Angela Köckritz erzählt von einzelnen Menschen. Zugleich verweist sie auf Allgemeines, auf Typisches. Wenn sie von ihrer Begegnung mit der Mä-

tresse berichtet, informiert sie über das Sexual- und Liebesleben. Im Gespräch mit dem Eremiten auf dem Huashan, einem heiligen Berg des Daoismus, reflektiert sie über die Religion. Das Treffen mit einem Bauernsohn aus der Provinz Gansu, Analphabet und „Römer" in Teilzeit, mündet in eine Schilderung der Absurditäten des chinesischen Tourismus. Immer wieder wird auf die Auswüchse bei der Entwicklung des Landes verwiesen. „Früher waren die Häuser in einer Stadt wie Baumwurzeln im Boden. Jetzt gibt es keine Wurzeln mehr. Alles ist vorübergehend, unsicher und wird nicht bleiben. Das ist die grundlegende Lebenseinstellung der Menschen. Jeder hat ein Smartphone. Doch wir brauchen eine wirkliche Gemeinschaft", zitiert sie den Architekten Wang Shu. Er betreibt mit seiner Frau Lu das Amateur Architecture Studio in Hangzhou. Beide versuchen, gegen die Abriß- und Neubaumentalität eine Architektur zu erfinden, die Altes und Neues zusammenbringt.
Zwölf Porträts. Zwölf Wolkenläufer in einer Welt totalen Wandels. Die vorletzte Geschichte ist die der Bürgerrechtsanwältin Ni Yulan, die vor Gericht stand, weil sie gegen den Abriß eines Altstadtviertels protestierte, und die im Gefängnis fast zu Tode geprügelt und allen Besitzes beraubt wurde. Thematisiert wird hier die brutale Gewalt des politischen Systems, das den Wolkenläufern das Träumen verbieten will. Wer sich dem Diktat der Partei widersetzt, sich für Menschenrechte oder gar Demokratie einsetzt, begibt sich in Lebensgefahr. Unter Präsident Xi Jinping wurden und werden – entgegen den Hoffnungen von Intellektuellen und Künstlern – die ohnehin kleinen Spielräume weiter beschnitten.
Das muß auch Angela Köckritz erleben. Während ihrer vierjährigen Korrespondentenzeit befaßt sie sich oft mit Recht und Unrecht im Land. Nachdem ihre Mitarbeiterin und Freundin Zhang Miao im Herbst 2014 verhaftet wurde, weil sie Fotos von Demonstrationen in Hongkong ins Netz gestellt hatte, wird auch Köckritz mehrfach verhört und bedroht. Sie kann sich der Verhaftung durch Ausreise entziehen.
Mit ihren Reportagen über die Wolkenläufer in China setzt die Journalistin den Außenseitern, Sonderlingen, Suchenden, Träumenden ein Denkmal; all denen, die sich nicht einfach dem herrschenden kapitalistischen Wahn des Geldverdienens unterwerfen. Und sie zeigt sich selber als Wolkenläuferin, als Reisende, Umherschweifende, Geschichten Suchende. Ein wunderbar poetisches und zugleich informatives Buch über das China von heute.

Anmerkung: Inzwischen wurde Zhang Miao auf Intervention der deutschen Regierung aus der Haft entlassen, allerdings wurde ihr Anwalt festgenommen und verschleppt.

Hilke Veth

Vermischtes

Leserbriefe

Mir gefällt die Grundidee Ihrer redaktionellen Arbeit und erst recht, was dabei herauskommt. Es werden Werte gerettet, die von handelnden Menschen, ihren Schicksalen in der Zeit Zeugnis ablegen. Objektiv, frei von Berührungsängsten mit falschen Tabus. Immer stehen Menschen im Mittelpunkt. Mich freut es, die Bilder zu sehen, in die Gesichter zu schauen, die Familienbande kennenzulernen. So soll Geschichte sein. Ein Teil davon zumindest. Jürgen Bosch

---

Die Welt ist doch klein! – Mit großem Interesse lese ich immer alle Berichte im „StuDeO". Viele Menschen, auch persönlich, kannte und kenne ich von den Erzählungen meines ersten Mannes, Werner Rohde, der von 1939-1954 hauptsächlich in Tientsin und Shanghai und von 1958-1975 in Hong Kong lebte. Ihm war auch Tsingtau bestens vertraut. Und um diese Stadt sowie ihre Umgebung dreht sich mein kleiner Gruß an StuDeO.
Werner Rohde starb Ende 1976 in Apenrade, Dänemark. Ich selber war von 1959 bis 1975 in Hong Kong. Pastor Ludwig Stumpf („StuDeO", Dez. 2016, S. 45, Foto) war 1960/61 mein Chef beim "Lutheran World Service" = LWS in Hong Kong. Ist das nicht putzig? Mein direkter Chef war allerdings Daniel Nelson, ein Schwede. Und weil ich Dänin bin, war ich zuständig für Skandinavien, besonders für Paten und deren Patenkinder in Indien usw. Eine sehr interessante Zeit.
Also: Jetzt leben wir, mein zweiter Mann Thomas Erler und ich, schon dreizehn Jahre hier in Mojácar [Spanien] und jede Woche lese ich die Zeitung für die deutschsprachigen Residenten und Besucher „Costa Cálida Nachrichten", in der mich, vor ein paar Monaten, bei den Leserbriefen die Überschrift „Blick nach China" sehr neugierig machte. Als

Anhang schicke ich Ihnen den Zeitungsausschnitt *[Er betrifft eine Lesung von Jutta Draxler aus ihrem Buch „Das Erbe des Wasserdrachen"]*. Aber, sehr erstaunt war ich, als ich in der letzten Ausgabe von „StudeO", Dez. 2016, S. 10 links unten, den Namen Jutta Draxler sah. Deshalb meine ich, so wie ich meinen Brief angefangen habe: Die Welt ist doch klein, oder?
Und wie schnell die Zeit vergeht. Im August 1985 waren mein Mann, Thomas Erler, und ich beim Hüttentreffen dabei, wo wir Pastor Müller und viele andere kennenlernten. Ein unvergeßliches Erlebnis für uns. Die Unterhaltung war hochinteressant, da ich durch Werner Rohde und meine 16 Jahre mit ihm in Hong Kong viele Leute kannte. Danach hat uns Pastor Müller sogar in Dänemark besucht. Viele sind leider nicht mehr unter uns, aber ihre Erlebnisse von damals werden nicht vergessen werden, solange es Ihren Verein gibt und das interessante „StuDeO"-Heft! Ihre Arbeit ist bewundernswert.

Heddy Erler

Mit diesen Zeilen möchte ich mich für die alljährlich immer wieder bestens gestalteten Ausgaben von StuDeO-INFO bedanken. Für all die mit der Veröffentlichung und Archivierung verbundenen Bemühungen möchte ich meinen besonderen Dank aussprechen. In der letzten Ausgabe bezeichnet Annemarie Chow mich als lustigen Geschichtenerzähler. Das ist sicherlich übertrieben. Allerdings hat der leider zu früh verstorbene Prof. Dr. Klaus Müller-Ibold (1929-2014) in seiner ausgezeichneten und mit Skizzen bereicherten Niederschrift von 1985 über die Kaiser-Wilhelm-Schule Shanghai bereits über meine frühe Neigung zu Späßen berichtet *(StuDeO-Archiv *0866, z.B. S. 51f.)*. So ganz kann ich das nun nicht mehr leugnen.

Paul Erik Höne

Leider kann ich nicht solch genaue Biographie von meinem Urgroßvater erstellen, wie Renate Jährling über ihren bemerkenswerten Großvater, an den ich mich sogar noch dunkel erinnern kann.
George Clarke (anglisierter Name) kam aus Niedersachsen, das damals zu der britischen Krone gehörte. Er reiste, bevor der Suezkanal fertiggestellt war, also vor 1869, um Afrika segelnd nach China aus, wo er dem britischen Zoll in Ningbo vorstehen sollte.
Nach neun Jahren der erste Heimaturlaub. Frisch vermählt, wieder in Ningbo, kamen vier Töchter zur Welt. Die erste war meine Großmutter. Bevor das vierte Kind geboren wurde, starb der Vater. Heimschaffung oder Unterstützung gab es damals nicht. Meine Urgroßmutter brachte in Shanghai ihre drei „großen" Töchter zur Erziehung in ein englisches Kloster und eröffnete eine Pension, in die sie die neuangekommenen Deutschen aufnahm. Aus der Pension wurde das „Hotel Kalee", das alten Chinadeutschen noch lange ein Begriff war mit seiner „Oma Clarke".
Kurz weiter: Die älteste Tochter, meine Großmutter Marie, heiratete den Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank in Tsingtau, Otto Homann. Sie bekamen zwei Töchter, die erste, meine Mutter Resi, 1902. Otto Homann starb früh, meine Großmutter zog mit den beiden Töchtern nach Wiesbaden. Später, in den 20er Jahren *[Eintrag ab ADO 1927-1928]*, bekam meine Mutter eine Anstellung beim PUMC (Peking Union Medical College) und lernte in Peking meinen Vater Ulrich Rothe kennen. Sie heirateten 1928. Sohn Günther wurde 1930 und ich 1931geboren.
Mit großer Freude las ich den Bericht von Hermann Höne über die Repatriierung auf der Marine Robin. Es stimmt alles. Nur: Wir Pekinger durften nur soviel Gepäck mitnehmen, wie wir tragen konnten, höchstens 50 kg, und 100 US Dollar pro Person. Zusammen mit Marianne Jährling sowie Hans-Werner Lautenschlager und seinem Bruder Rolf-Dieter wurden wir zur Arbeit in der Diätküche eingeteilt. Hans Werner, damals 19, schrieb mir ein lustiges Gedicht (mit Foto) über diese Seereise in mein (ich war 14) Poesiealbum.
Zu der Wolldeckengeschichte möchte ich noch eine hinzufügen: Meine Tante Ursel Melchers schneiderte aus den Decken Wintermäntelchen für ihre Kinder!

Erika Schödel

Ganz herzlichen Dank für das Dezemberheft: Es ergänzt so vieles, was trotz der langen gemeinsamen Wege zum Beispiel mit Familie Gruneck schlicht nicht bekannt war. Schon die Länder übergreifende „Gründung" der Familie durch Uschi und Hans Gruneck macht einen gewaltigen Eindruck. Wir haben uns trotz aller Begegnungen nicht schon vorher einmal so vieles erzählt, wie jetzt durch diesen Bericht bekannt wird; eine liebevolle Ergänzung!
Daß die Familie von Renate Jährling in China so weit zurückreicht, habe ich auch nicht geahnt! Alle

diese Berichte vermitteln mehr und mehr das Bewußtsein, zu unserer großen Gemeinde von Deutschen in Fernost zu gehören! Selbst die Liste derer, die heimgegangen sind und von unseren Jahrgängen, die wir noch bleiben, verbindet.

Hans-Martin Zöllner (Sarangan-Gemeinschaft)

Allerlei

Clemens Jochem über die Familie Lissner in der Emigration. Großvater: Dr. Ivar Lissner (1938-1948 Harbin und Tokyo), Großonkel: Dr. Percy Lissner (ab 1937 Shanghai, später Bangkok, 1955 in Saigon von Auto überfahren), Urgroßeltern: Kommerzienrat Dr. Robert Lissner (1940-1949 Shanghai, 1949 dort verstorben), Charlotte Lissner (Shanghai 1940-1949).

Meine Urgroßeltern Robert und Charlotte Lissner sind Mitte 1940 in die 103 Great Western Road gezogen und dort bei meinem Großonkel Percy Lissner untergekommen. Nachdem im September 1939 der gefälschte Ariernachweis der Familie aufgeflogen war, entließ die AEG meinen Großonkel. Ein einflußreicher Manager des Unternehmens, der von der jüdischen Herkunft meines Großonkels wußte, hatte ihm den Auslandsposten in Shanghai angeboten, um ihn so in Sicherheit zu bringen. Percy Lissner war dann anschließend im Shanghai Municipal Council als Schatzmeister (Assistant treasurer) tätig.

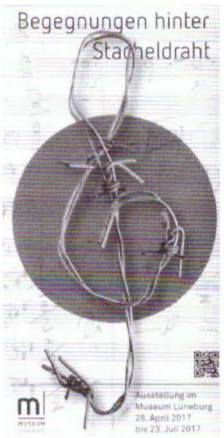
Anm.: Ivar Lissner (1909-1967), Publizist und Autor: u.a. Völker und Kontinente (1936); Menschen und Mächte am Pazifik (1937); Japanischer Bilderbogen (1937/1940). 1938 als Korrespondent nach Ostasien. Im Juni 1943 wurde Lissner von der Kempetai wegen „Spionage" zusammen mit einem Kollegen, Werner Crome, und zwei weiteren verhaftet und gefoltert, nach Kriegsende befreit.

Vgl. Ivar Lissners Erinnerungen: Vergessen, aber nicht vergeben. Mit Nachwort von Heinz Höhne: Der Fall Lissner (1975) – StuDeO-Bibl. 0509.

Deutsche Kriegsgefangene
im Lager Bando in Japan 1917-1920
Ausstellung im Museum Lüneburg
28. April bis 23. Juli 2017

Öffnungszeiten

Di, Mi, Fr	11-18 Uhr
Do	11-20 Uhr
Sa, So	10-18 Uhr (auch Mo, den 5. Juni)



Vereinsnachrichten

♦ Mitglieder

Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen zwölf neue Mitglieder (insgesamt 408 Mitglieder):

Jürgen Bosch und Jia Feng (Prof. Bosch ist Ehrenvorsitzender der Gesellschaft für deutsch-chinesische Freundschaft Worms e.V., seine Frau wurde in Tianjin geboren.);
Alice Christians (Kobe 1961-2009);
Clemens Jochem (Forschungsprojekte Ostasien, Enkel des Publizisten Ivar Lissner, s. oben);
Anna und Georg Kieltsch (Ehrenmitglieder, aufgrund langjähriger ehrenamtlicher Mitarbeit);
Ria Kraut geb. Gerweck (Batavia und Tientsin 1938-1946);
Edna Li geb. Seng (Shanghai und Peking 1987-1989, 1998-2014);
Götz Reiner (Indien 1992-1996, 2009-2012; Vater: Ernst Reiner, Niederländisch-Indien);
Hans Robert Suhr (Shanghai 1925-1951, Hongkong 1952, Japan 1953-1988; Vater: Architekt Karsten Hermann Suhr, Shanghai);
Marion Suhr-Mäurich (Yokohama 1953-1979; Vater: Hans Robert Suhr);
Alexander Wichmann (Yokohama 1941-1947)

♦ Mitgliedsbeitrag geändert

Bitte berücksichtigen Sie, daß der Jahresbeitrag für Mitglieder per Beschluß der Mitgliederversammlung am 24. September 2016 ab 1. Januar 2017

erhöht wurde. Er beträgt für Einzelpersonen € 30, für Ehepaare € 40. Die Beiträge sind jeweils im ersten Quartal des laufenden Jahres fällig (vgl. S. 2).

♦ Adressenänderung
Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jährling – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

♦ Archiveingang
StuDeO bedankt sich herzlich für alle Zuwendungen. Stellvertretend seien genannt:
Ingrid Nonnenmann geb. Schaale vermachte dem StuDeO Originaldokumente aus dem Nachlaß ihrer mütterlichen Vorfahren namens Fronius, die von Oktober 1927 bis 1941 auf Sumatra, Java und Borneo lebten, einschließlich Briefe ihres Großvaters Karl-Herbert Fronius aus der Gefangenschaft (1940-1946 in Niederländisch-Indien und Britisch-Indien). Der Nachlaß besteht aus einem sehr interessanten und umfangreichen Briefwechsel mit Verwandten in Wien über Land, Leben, Arbeitsverhältnisse und Internierung, außerdem aus den verwendeten Briefumschlägen und aus Postkarten, Rote Kreuz-Grüßen, Radiogrammen etc.
Norma Kessler sandte uns, nach dem Tod ihres Vaters Hanns Hachgenei, die Originale der Internierungsberichte (1940-1946, s. oben), außerdem Briefe und Artikel, die Arthur Langheim verfaßt und ihr Vater verwahrt hatte.
Hans-Werner Schmidt übergab den Nachlaß seines Onkels Karl-Heinz Ludwig, der in Tsingtau aufgewachsen ist, bestehend aus zehn Fotoalben und drei Ordner mit Original-Dokumenten, -Briefen und -Urkunden.

Inhalt

Basisinformation zu StuDeO 2

Editorial 3

Christine Maiwald: Man spielt Theater hier im Fernen Osten…
Der Deutsche Theater-Verein Shanghai, 1. Teil 3

Freya Eckhardt: Das japanische Kriegsgefangenenlager Bando 1917 bis 1920.
Zum 100. Jahrestag der Gründung 9

Herbert Parker: Ein halbes Jahrhundert China. Eine Familiengeschichte 14

Renate Jährling: Mein Großvater Rudolf Sterz (1878-1950) – ein deutscher Mandarin.
2. Teil (Schluß): 1920-1950 18

Thomas Ulbrich: Ischi von König und Xu Beihong (徐悲鴻, franz. Ju Péon).
Eine Malerbegegnung in Berlin 1933 und Nanjing 1935 24

Katharina Döbler: Vielleicht, vielleicht. Mein Großvater und die Tragödie der „Van Imhoff“ 27

Hans Gruneck: Meine Familie auf Java.
2. Teil (Schluß): Sarangan-Gemeinschaft 1943 bis 1948, Ausreise 1949 31

Gudrun Kammasch: Leibniz und seine Faszination von China 36

„Ich war immer zufrieden mit dem, was gerade war.“
Die Missionarstochter Berta Kleimenhagen geb. Steybe im Gespräch mit Martina Bölck 37

Renate Jährling: Besprechung der Publikation von Rainer Falkenberg:
Luis Weiler. Briefe aus China (1898-1901) 41

Buchempfehlungen
- Aris, Nancy: Dattans Erbe 45
- Deeg, Lothar: Kunst & Albers. Die Kaufhauskönige von Wladiwostok
- Hartmann, Jupp: Wie ich lernte, das Nutzlose zu lieben
- Köckritz, Angela: Wolkenläufer. Geschichten vom Leben in China

Vermischtes: Leserbriefe – Allerlei 47

Vereinsnachrichten 49

Besuch des Lagers Bando und des Deutschen Hauses im Oktober 2014

Fotos: Renate Jährling

In den 50er Jahren entdeckte Frau Harue Takahashi beim Holzsammeln das 1919 errichtete „Denkmal der deutschen Soldaten" (rechts) und begann den Gedenkstein zu säubern und zu pflegen. Ihre Nachkommen werden hier interviewt.

Unten: Das Deutsche Haus in Naruto und Ausstellungsobjekte

„Musik wird oft nicht schön empfunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden." (W. Busch)

Exchange through Teaching Techniques
Kontakte durch Technikvermittlung
技術を通しての交流

Schaukasten „Kontakte durch Technikvermittlung": Musizieren – Unterrichten – Tanzen – Backen

Schaukasten „Sport" – Adressbuch für das Lager Bando 1917/8 (zusammengestellt und hrsg. von Rudolf Hülsenitz. Gedruckt in der Lagerdruckerei) – Fremdenführer durch das Kriegsgefangenenlager Bando, Japan (hrsg. von der Lagerdruckerei Bando, gelegentlich der Ankunft der von Kurume nach Bando verlegten Kameraden. August 1918)

StuDeO Ostasien-Runde Hamburg 2017	StuDeO-Runde Leonberg 2017	StuDeO-Runde München 2017
Sonnabend, 21. Oktober um 12.00 Uhr im	**Samstag, 7. Oktober** um 13.00 Uhr im	**Samstag, 11. November** um 12 Uhr im
Restaurant **„Ni Hao“** Wandsbeker Zollstraße 25-29	Restaurant **„Golden Town“** Leonbergerstr. 97	Restaurant **„Mandarin“** Lederer Str. 21
Anmeldung jeweils bis spätestens eine Woche vorher bei:	Anmeldung bitte richten an:	Anmeldung bitte richten an: Marianne Jährling
Gisela Meyer-Schmelzer	Carl Friedrich	Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen lädt ringsum zum Wandern ein. Für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe liegt der Tegernsee und hinter der Grenze zu Österreich der Achensee.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, eine Küche mit Geschirrspülmaschine, ein Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa zehn Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht (Adresse S. 2).

Blick vom Garten auf das Haus

Auf dem Weg nach Kreuth